

**Zeitschrift:** Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen  
**Herausgeber:** Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft  
**Band:** - (1907)  
**Heft:** 1

**Artikel:** Die Anfänge und Grundzüge der kongostaatlichen Kultivation [1]  
**Autor:** Büchler, Max  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1092448>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Anfänge und Grundzüge der kongo- staatlichen Kultivation.

Von Rechtsanwalt Dr. Max Büchler, Zürich.

## Terminologisches.

Es ist das Verdienst des deutschen Kolonialpolitikers *Wilhelm Hübbe-Schleiden*<sup>1)</sup> zuerst und mit Nachdruck darauf hingewiesen zu haben, dass das Wirken der Indoeuropäer — oder kürzer gesagt der „Weissen“ — in denjenigen tropischen Ländern, deren Klima ihnen nicht erlaubt, daselbst anhaltend körperlich zu arbeiten, weder durch den Begriff der „Kolonisierung“, noch durch den der „Zivilisierung“ charakterisiert wird, sondern am zutreffendsten durch den der „*Kultivation*“. Dieser Ausdruck bedeutet dem Wortlaut nach denjenigen Prozess, der zur Kultur führt. Hierbei sind „Kultur“ und „Zivilisation“ nicht synonyme Begriffe. Kultur ist — wie Hübbe-Schleiden des längern ausführt — für Völker und Rassen eben dasselbe, was

---

<sup>1)</sup> Dr. jur. *Hübbe-Schleiden* (geb. in Hamburg 1846) hat sich seit Mitte der 80er Jahre ausschliesslich als Herausgeber theosophischer Schriften (u. a. die Monatsschrift „Sphinx“) betätigt. Trotzdem scheint mir seine eigentliche Bedeutung auf kolonialpolitischem Gebiete zu liegen, denn seine drei Schriften: 1. *Ethiopien*, Studien über Westafrika (1879); 2. *Ueberseeische Politik*, eine kulturwissenschaftliche Studie mit Zahlenbildern (1881); 3. *Kolonisations-Politik und Kolonisations-Technik*, eine Studie über Wirksamkeit und Rentabilität von Kolonisationsgesellschaften (1883) sind meines Erachtens das Beste und Originellste, was die damalige deutsche Literatur auf diesem Gebiete aufzuweisen hatte. *Hübbe-Schleiden* kannte eben — und das ist der Vorzug, den er vor den meisten damaligen Kolonialtheoretikern hatte — die Verhältnisse in den Tropen, zumal in Westafrika, aus eigener Anschauung. Nachdem er nämlich 1870/71 dem deutschen Generalkonsulat in London beigegeben gewesen war und dort Gelegenheit gehabt hatte, das englische Kolonialwesen gründlich zu studieren, hielt er sich von 1875—1877 als Compagnon eines englischen Handelshauses am Gabun auf und erst nach dieser Kolonial-Praxis trat er mit seinen kolonialen Studien an die Oeffentlichkeit.

der deutsche Sprachgebrauch mit „Bildung“ zu bezeichnen pflegt. Unter „Zivilisation“ ist dergestalt speziell die *solidarische* Kulturentwicklung der Menschheit zu verstehen.<sup>1)</sup>

Gemäss der Begriffsbestimmungen der modernen Geschichtsauffassung ist es selbstverständlich, dass „Kultivation“ mehr in materiellem Sinne aufgefasst werden muss.

Nach dieser, wie es mir scheint, sehr angebrachten Terminologie, die allein es ermöglicht, die ungemein komplizierte Frage der „Auswanderung“ dualistisch zu behandeln, verstehen wir also unter *Kolonie* nur ein solches auswärtiges Wirtschaftsgebiet einer Nation, nach welchem hin dieselbe nicht nur Teile ihres Kapitals und ihrer Intelligenz überträgt, sondern wo sie vor allem auch ihre eigene Nationalität als einheimische Bevölkerung ansiedelt. In Ländern aber, wie z. B. Indien oder Mittelafrrika, kann die weisse Rasse, so wie sie ist, überhaupt nicht heimisch werden und braucht es auch nicht, denn dort leben zahlreiche Bevölkerungen anderer Rassen, dort handelt es sich vielmehr um die materielle *Kultivation* solcher Länder mit Hilfe unserer Intelligenz und unseres Kapitals. Daneben kann unter Umständen auch von geistiger Kultivation beziehungsweise Kulturerziehung dieser fremden Rassen zur Zivilisation die Rede sein.

Im französischen Sprachgebrauch herrscht merkwürdigerweise betreffend des Begriffes „colonie“ dieselbe Unklarheit wie im deutschen; nicht aber im englischen. Niemals — so lesen wir im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften“ — fällt es einem gebildeten Engländer ein, Britisch Indien eine Kolonie zu nennen, denn er hat eine genügend klare Vorstellung von dem Charakter des Landes und dessen kultureller Bewirtschaftung, um zu wissen, dass es den schärfsten Gegensatz zu britischen Kolonien, wie die australischen oder Kanada, bildet. Er nennt Indien ein Reich, ein Herrschaftsgebiet, auch wohl eine Domäne, übrigens wird stets klar unterschieden: India, the Colonies and other British possessions.

Mit *Hübbe-Schleiden* halten wir es denn auch für eine unzulässige Begriffsverwirrung, wenn man von einer „Kolonisation Aequatorialafrikas“ redet. Um das tropische Afrika zu kolonisieren, wäre es

---

<sup>1)</sup> „Zivilisation“ ist also ein viel weiterer Begriff als „Kultur“. Die meisten asiatischen Völker sind beispielsweise zweifellos Kulturvölker, keine Naturvölker, gehören aber doch nicht zu den zivilisierten Nationen, mit Ausnahme von Japan.

erforderlich, dass wir den Ueberschuss unserer Arbeitskräfte dorthin übersiedelten und dort Teile unserer Bevölkerung heimisch zu machen versuchten, was mit wenigen Ausnahmen (im Kongostaat Teile von Kiwu, Kasai und Katanga) gleichbedeutend wäre mit dem Totalverlust dieser Kräfte. *Kultivation* ist, darüber dürfte wohl kein Zweifel herrschen, eine ungleich schwierigere Aufgabe als Kolonisation; aber sie ist auch weit rentabler als diese. Bekannt und leicht mit frappanten Beispielen zu belegen ist ferner die Tatsache, dass auch der Handelsverkehr der Stammländer mit Kultivalländern sehr viel rentabler ist, als der mit Kolonialländern. Je grösser die kulturelle Verschiedenheit der beiden handeltreibenden Länder oder Völker ist, desto grösser wird die Rentabilität des Handels sein. Ob dagegen, wie *Hübbe-Schleiden* ebenfalls behauptet, der Handel mit Kultivalländern profitabler wird durch die materielle und ideelle Kultivation dieser Länder, ob man wirklich in absolutem Sinne sagen kann, dass er proportional den Fortschritten und Erfolgen derselben wachse, das möchte ich nicht so ohne weiteres unterschreiben; die Wirtschaftsgeschichte des Kongostaates bildet jedenfalls keinen Beweis hiefür.

Leider hatte diese dualistische Behandlung der kolonialen Theorie durch *Hübbe-Schleiden* keinen allgemeinen Anklang gefunden. So hält *A. E. F. Schöffle*<sup>1)</sup> wiederum an der Einheitlichkeit des Begriffes Kolonisation fest, indem er die eben erörterten Gegensätze zwischen Kolonisation und Kultivation in den von ihm konstruierten Stufen und Graden der Kolonisation zur Geltung bringt. Nach *Schöffle* ist Kolonisation Volksentwicklung von höherer auswärtiger Gesittung als durch Niederlassung von Bevölkerungsteilen und zwar will er jener Kategorie, die wir Kultivation genannt haben möchten, dadurch gerecht werden, dass er sie Schichtenkolonisation benennt, also das Dauernde der Niederlassung nicht in das Individuum, sondern in das wiederholt nach demselben Ziel aussendende Volk legt. Dergestalt unterscheidet er fixierende oder Fixkolonisation und Wechsel- oder Schichtenkolonisation.

Bekanntlich ist kein Zweig der Nationalökonomie in literarischer Hinsicht so stiefmütterlich behandelt worden, wie gerade das Kolonialwesen. In *Adam Smith's* „Wealth of Nations“ (1776) finden wir sozusagen nichts über Kolonialpolitik, obwohl doch die Anfänge des

---

<sup>1)</sup> (Tübinger) Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft. 43. Bd. (1887) S. 123 ff.

mittel- und westeuropäischen Kapitalismus zum grossen — wenn nicht zum grössten — Teil in der Kolonialpolitik des 16. und 17. Jahrhunderts wurzeln.

Der erste Nationalökonom, der das Wesen der sogenannten Kolonisation von einem wirklich kritischen Standpunkt aus aufgefasst zu haben scheint, war *J. B. Say*, der in seinem „*Traité d'économie politique*“ (1803) die Kolonien in solche nach dem antiken und solche nach dem modernen System einteilt, wobei aber — und darin liegt eben das Kriterium — die Kolonien der Karthager zur letzteren Art, die Siedelungen in Nordamerika zur ersteren gehören, sodann hat *James Mill* im Supplement der „*Encyclopedia britannica*“ (1823) den Unterschied der Kolonien darin zu finden erklärt, ob bei ihnen Besiedelung oder Ausbeutung des Landes die Hauptsache sei.

Klar und präzise ist aber wie gesagt erst die Systematisierung und Terminologie *Hübbe-Schleidens*, welche unterscheidet Kolonisation (Ansiedelung) und Kultivation (Ausbeutung). Diese Einteilung haben — wie wir *Alfred Zimmermann*<sup>1)</sup>, dem gründlichsten und hervorragendsten der gegenwärtigen Kolonialtheoretiker entnehmen — *Paul Dislère* in seinen „*Notes sur l'organisation des colonies*“ (1888) und *Fröhlicher* in „*Trois colonisateurs*“ (1903) angenommen. Der letztere meint freilich, dass auch eine Zwischenstufe zwischen beiden gelegentlich vorkomme. Auch *M. Dubois*, der in seinen „*Systèmes coloniaux*“ (1895) den Hauptunterschied der verschiedenen Kolonien darin findet, ob sie in der gemässigten oder heissen Zone sind, umschreibt damit im wesentlichen den *Say-Mill'schen* Gedanken.

Zur ausschliesslichen Geltung ist er indessen wie gesagt noch nicht gelangt. *J. E. Th. Rogers* sondert in seinem „*Manual of political economy*“ (1866): *Dependencies, Military outposts and Colonies proper*. *A. Girault* unterscheidet in seinen „*Principes de la colonisation*“ (1895) noch Handels-, Ausbeutungs-, Pflanzungs-, Bevölkerungs-, Militär- und Verbrecherkolonien. *C. v. Stengel*<sup>2)</sup> hält an der Einteilung in Handels-, Pflanzungs- und Ackerbaukolonien fest, und *P. Leroy-Beaulieu* stellt in der letzten Auflage seines Buches „*De la colonisation chez les peuples modernes*“ (1902) folgende Kategorien auf: 1. Colonies ou comptoirs de commerce, 2. Colonies agricoles ordinaires ou de peuplement, 3. Colonies de plantation ou d'exploitation.

<sup>1)</sup> Kolonialpolitik. Leipzig 1905. S. 3 f.

<sup>2)</sup> Die deutschen Schutzgebiete. 1895.

## I. Einleitung.

Es ist einigermaßen charakteristisch, dass es ein Schweizer, *Gustave Moynier*<sup>1)</sup>, der bekannte langjährige Präsident des internationalen Ausschusses des Roten Kreuzes war, der am 4. September 1883 dem in München tagenden Institut de droit international ein Mémoire unterbreitete, worin er die Anregung machte, dass Frankreich, Portugal, England, Holland und Belgien (denen sich in der Folge auch andere Staaten anschliessen könnten) ein internationales Uebereinkommen abschliessen sollten, wonach sie auf jede, selbst friedliche Eroberung des Kongobeckens verzichteten. Dieses der Kultivationswirtschaft neu erschlossene Gebiet sollte vielmehr durch eine internationale, aus Vertretern der interessierten Staaten zusammengesetzte Kommission verwaltet und regiert werden. Das Institut de droit international hat sich allerdings in seiner Plenarsitzung vom 7. September 1883 darauf beschränkt, dem Wunsche Ausdruck zu geben, dass das Prinzip der freien Schiffbarkeit für den Kongo und seine Nebenflüsse gelte und dass alle Nationen Vereinbarungen treffen, um Konflikten zwischen zivilisierten Nationen im äquatorialen Afrika vorzubeugen.

Das originelle, treffliche argumentierende Mémoire des Herausgebers von „L’Afrique explorée et civilisée“ wurde „mais seulement à titre d’information“ den verschiedenen Mächten unterbreitet. Aber rascher und gründlicher als *Moynier* und die gelehrte Corona wohl ahnen konnten, entstand dieses internationale Gebilde, wenn auch in etwas anderer Form als es den Herren Juristen vorgeschwebt haben mag.

Das unter der Firma Etat Indépendant du Congo bekannte Staatsgebilde ist in der Tat eine eigen-, ja einzigartige Schöpfung. Das 19. Jahrhundert war bekanntlich überreich in der Schaffung oder Gründung neuer Staaten und Kolonien; hier haben wir es aber nicht nur mit dem „Benjamin<sup>2)</sup>“, sondern auch mit dem „Wunderkind“ unter denselben zu tun. In keine Schablone, in keine der gewohnten Klassifizierungen passt der Kongostaat hinein.

<sup>1)</sup> La question du Congo devant l’Institut de Droit international. Genève 1883 (27 Seiten). Schon 1878 hatte Moynier die völkerrechtliche Seite der Kongofrage aufgerollt, vergl. Annuaire de Droit international 1879/80, Bd. I., S. 155.

<sup>2)</sup> Die Gründung der südamerikanischen Republik *Panama* folgt allerdings zeitlich derjenigen des Kongostaates; aber dort handelt es sich bekanntlich nicht um eine Staatsgründung im engern Sinne, sondern nur um die Loslösung einer längst bestehenden staatlichen Organisation aus einem Konföderativ-Verhältnis.

Wo sonst in der ganzen Weltgeschichte treffen wir ein Beispiel, dass ein Einzelner sich als Souverän eines neuen und unbekanntes Landes proklamiert? Aber nicht nur in rechtlicher und politischer Hinsicht, auch wirtschaftspolitisch ist die Schöpfung Leopolds II. etwas Merkwürdiges, etwas Niedagewesenes.

Gemeinhin lehrt uns die ökonomische Wissenschaft — ich habe hier insbesondere *Werner Sombart* (Der moderne Kapitalismus I. S. 358) im Auge — dass die Kolonialwirtschaft wohl den Kapitalismus begründen helfe oder genauer gründen geholfen habe, nicht aber selbst Kapitalismus sei. Sie sei, weil auf Zwangsarbeit aufgebaut, „befähigt, einem Unternehmer Profit abzuwerfen, auch *ehe* die erforderliche Geldakkumulation stattgefunden hat, auch *ehe* sich ein besitzloses Proletariat entwickelt hat, auch *ehe* die terra libera verschwunden ist.“

Wer aber, wie der Verfasser dieser Studie, Gelegenheit gehabt hat, die Kongo-Kultivationswirtschaft nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch zu studieren, der kommt ganz gewiss zu dem Schlusse, dass wir im Kongo, um uns der Sombartschen Terminologie zu bedienen — gerade und ausschliesslich „diejenige Wirtschaftsform“ treffen, deren Zweck es ist, „durch eine Summe von Vertragsabschlüssen über Geldwertleistungen und Gegenleistungen ein Sachvermögen (Kapital) zu verwerten, d. h. mit einem Aufschlag (Profit) dem Eigentümer zu reproduzieren.“

Wenn es ferner — um bei der Sombartschen Terminologie zu bleiben — zum Wesen der kapitalistischen Tätigkeit gehört, dass sie *a)* disponierend-organisierend, *b)* kalkulatorisch-spekulativ und *c)* rationalistisch sei, so scheint mir das leopoldische Kongo-Unternehmen wiederum konzentrierter, typischer Kapitalismus zu sein. Nicht die Kongo-Kultivationswirtschaft hat den leopoldisch-belgischen Kapitalismus „begründen helfen“, sondern dieser letztere hat den Kongostaat, der eine — vielleicht die hauptsächlichste — seiner Filialen ist, begründet.

Heutzutage dürfte wohl kein Geschichtskundiger mehr Einspruch erheben gegen die sozialistische, auch von *Sombart* (a. a. O. S. 325) vertretene Auffassung, wonach Kolonialwirtschaft von jeher identisch gewesen ist mit „Ausbeutung und Ausplünderung fremder Länder und Völker ohne alle Rücksicht auf Sitte und Gesetz, die in der Heimat einige Schranken aufzuerlegen pflegen.“

Nur in dieser Schrankenlosigkeit bei der Aneignung von Produktionsanteilen, die die Kultivationswirtschaft seit den Unternehmungen der Phönizier charakterisiert, liegt deren hervorragende

Bedeutung für die Genesis des Kapitalismus in den italienischen Städterepubliken, in Portugal, Spanien, Holland und England.

Nicht mehr ganz unter dem gleichen Gesichtspunkt dürfen die modernen Kultivationsgründungen, diejenigen des 19. Jahrhunderts aufgefasst werden. Was nun speziell die leopoldische Kultivationsunternehmung anbelangt, so ist sie, wie bereits betont, reiner, typischer Kapitalismus. Beim Kongounternehmen waren und sind nämlich, im Gegensatz zu den meisten andern Kultivationsunternehmungen — von Anfang an alle Bedingungen für kapitalistische Produktion erfüllt, wie ich in dieser Studie nachweisen werde.

Bevor wir nun zur Skizzierung der Vorgeschichte dieser einzigartigen Schöpfung grosskapitalistischen Expansionstriebes übergehen, sei noch darauf hingewiesen, dass schon *Kant*, sei er nun Vorläufer des modernen Sozialismus oder nicht, in seinem 1795 erschienenen Traktat „Zum ewigen Frieden“ (Abt. II., Art. 3) sich in sehr entschiedener Weise gegen die kapitalistische Kultivationspolitik ausgesprochen hat. Die Ungerechtigkeit der industriellen Kulturstaaten, den aussereuropäischen Ländern gegenüber ist für ihn „bis zum Erschrecken“ gross. Die Europäer kommen in die letzteren nicht zum Zwecke eines friedlichen Verkehrs, sondern zu dem der Eroberungen. Was speziell Indien anbelangt, so haben die Europäer, unter dem Vorwand, bloss Handelsniederlassungen zu gründen, in dieses Land alle möglichen Uebel gebracht.

Nicht so prinzipiell wie *Kant* nimmt die moderne sozialistische Bewegung gegen die kapitalistische Kultivationsstellung: Ist doch am internationalen sozialistischen Kongress in Stuttgart (August 1907) die Resolution der Mehrheit der kolonialen Sektion nur mit schwachem Mehr und „zu allgemeiner Ueberraschung“<sup>1)</sup> abgelehnt worden. Der in Frage kommende, von der deutschen Delegation vorgeschlagene Passus hatte gelautet:

„In der Erwägung, dass der Sozialismus die produktiven Kräfte des ganzen Erdkreises entfalten und alle Völker zur höchsten Kultur emporführen will, verwirft der Kongress *nicht* jede Kolonialpolitik prinzipiell, da diese unter sozialistischem Regime zivilisatorisch wird wirken können.“<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Vergl. „Allgemeine Zeitung“ München. Nr. 390 vom 24. August 1907.

<sup>2)</sup> In der ursprünglichen Fassung hatte der erste Absatz der Resolution der Mehrheit der kolonialen Sektion folgenden Wortlaut: „Der Kongress stellt fest, dass der Nutzen oder die Notwendigkeit der Kolonien im allgemeinen — besonders aber für die Arbeiterklasse — stark übertrieben wird. Er verwirft aber nicht prinzipiell und für alle Zeiten jede Kolonialpolitik, die unter sozialistischem Regime zivilisatorisch wird wirken können.“

Schliesslich wurde allerdings mit 127 gegen 108 Stimmen bei 10 Enthaltungen folgende Kolonialresolution der Kommissionsminorität angenommen:

„Der Kongress ist der Ansicht, dass die kapitalistische Kolonialpolitik ihrem innersten Wesen nach zur Knechtung, Zwangsarbeit oder Ausrottung der eingeborenen Bevölkerung der Kolonialgebiete führen muss. Die zivilisatorische Mission, auf die sich die kapitalistische Gesellschaft beruft, dient ihr nur als Deckmantel für Eroberungs- und Ausbeutungsgelüste. Erst die sozialistische Gesellschaft wird allen Völkern die Möglichkeit bieten, sich zur vollen Kultur zu entfalten. Die kapitalistische Kolonialpolitik, statt die Produktivkräfte zu steigern, zerstört durch Versklavung und Verelendung der Eingebornen, wie durch mörderische, verwüstende Kriege den natürlichen Reichtum der Länder, in die sie ihre Methoden verpflanzt. Sie verlangsamt oder verhindert dadurch selbst die Entwicklung des Handels und des Absatzes der Industrieprodukte der zivilisierten Staaten. Der Kongress verurteilt die barbarischen Methoden kapitalistischer Kolonisation und verlangt im Interesse der Entfaltung der Produktivkräfte eine Politik, die die friedliche kulturelle Entwicklung gewährleistet und die Bodenschätze der Erde in den Dienst der Höherentwicklung der gesamten Menschheit stellt.“

Am belgischen Sozialistentag in Brüssel (30. Juni 1907), an welchem die prinzipielle Stellung der sozialistischen Partei zur Kongo-Annexionsfrage zur Diskussion gelangte, hat *Emil Vandervelde* erklärt, dass er als Sozialist zwar nicht für, aber auch nicht gegen die Umwandlung des Kongostaates in eine belgische Kolonie stimmen könne.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> *Vandervelde's* Tagesordnung, deren dritter Absatz zwar nicht angenommen wurde, lautete:

„Le Congrès, considérant que les socialistes ne pourraient s'associer aux entreprises coloniales des gouvernements bourgeois qu'en acceptant une part de responsabilité dans l'exploitation dont inévitablement les populations indigènes sont victimes dans les colonies capitalistes;

„Considérant, d'autre part, que la déclaration de principes du Parti ouvrier fait un devoir aux socialistes de prendre la défense de tous les opprimés sans distinction de races;

„Déclare que les mandataires socialistes, en émettant un vote affirmatif sur le projet d'annexion du Congo, iraient à l'encontre les principes affirmés en maintes circonstances par les congrès socialistes nationaux et internationaux;

„Dénonce aux travailleurs le régime de spoliation et de servage qui sévit actuellement au Congo; et — dans l'hypothèse de la reprise — invite les mandataires socialistes à lutter pied à pied pour rassurer la reconnaissance des droits du Parlement Belge, l'abolition de l'absolutisme et du travail forcé, l'établissement d'un régime de protection efficace pour les populations indigènes.“

Und *Carl Siger*<sup>1)</sup>, der gewiss nicht sozialistische, aber geistvolle und kritische „kolonialwissenschaftliche“ Mitarbeiter des „*Mercur de France*“ hat jüngst „das grosse Wort gelassen“ ausgesprochen:

„Pour certains gens la colonisation n'aurait eu qu'un but: apporter aux races inférieures ou prétendues telles, le flambeau de la civilisation. — — — Mais, le *fait* ici encore dément la chimère, et lorsque les défenseurs de la politique coloniale dressent le bilan des conquêtes et des résultats acquis, ils additionnent les millions du commerce extérieur et non point les âmes civilisées. Les prophètes oublient trop que civiliser les hommes, ce n'est pas leur infliger des théories morales, des principes philosophiques, fussent ceux de 1793, c'est tout simplement multiplier leur besoin, décupler la rage de leur désir, partant, stimuler leur activité et augmenter leur force. C'est là le fait. Il est assez beau, assez puissant par lui-même pour se pouvoir passer de motifs vains, de prétextes mensongers!

„Mais, il sera toujours des gens pour méconnaître ce fait, toujours des gens qui, soit hypocrisie, soit mauvaise analyse psychologique, liront ‚humanité‘, c'est-à-dire un mythe, une abstraction, là où il faut lire ‚Force‘, c'est-à-dire réalité et substance.

„— — — C'est une habitude si chère à l'homme de se mentir à lui-même comme il ment aux autres! Au XVI<sup>me</sup> siècle, il ne disait pas: ‚Je vais chercher l'or‘. Il proclamait: ‚Je vais faire de nouveaux chrétiens.‘ Au XIX<sup>me</sup> siècle il ne dira pas: ‚Je cherche le profit, la richesse‘. Il s'écriera: ‚Je vais civiliser mes frères jaunes ou noirs.‘ Le mensonge est le même, la dissimulation identique, et c'est toujours une religion, divine ou humaine, qui sert de paravent à nos actions. Mais le *fait* est immuable. Il résiste à tous les mensonges. Il est plus fort que toutes les théories . . .“

## II. Vorgeschichte.

Noch vor kaum 30 Jahren war das ganze ungeheure KongoStaats-Gebiet, dessen Flächeninhalt (ca. 2,450,000 km<sup>2</sup>) einem Viertel von ganz Europa gleichkommt beziehungsweise ungefähr 60 mal grösser ist als die Schweiz (41,390 km<sup>2</sup>) und dessen Bevölkerung mit beiläufig 20 Millionen wohl nicht zu hoch geschätzt wird, ich sage vor kaum 30 Jahren war dieses ungeheure Kultivationsreich

<sup>1)</sup> Essai sur la Colonisation. Deuxième édition. Paris 1907. p. 118 s.

— mit Ausnahme des schmalen Küstenstrichs — noch terra incognita im vollsten Sinne des Wortes.

Bekanntlich haben die Portugiesen zum ersten Mal die Schleier, welche Jahrtausende hindurch den grössten Teil Afrikas und Asiens, sowie ganz Amerika und Australien der indoeuropäischen Kulturwelt verhüllten, gelüftet und den Drang zur Besitznahme und Ausbeutung der neuen Welten geweckt. Den Ausgangspunkt für ihre Unternehmungen hat das Portugal benachbarte und für seinen Handel wichtige Westafrika gebildet.

Jahrhunderte hindurch waren alle die Kenntnisse, welche die Phönizier und Aegypter von den Küsten Afrikas und Asiens besessen haben, verloren. Man besass keine Vorstellung mehr von dem atlantischen Gestade Nordwestafrikas und den vorliegenden Inseln. Die dunkeln Nachrichten über die reichen Gegenden Afrikas und Asiens waren es, welche zunächst den Sporn zu den folgenschweren Entdeckungsreisen der Portugiesen abgaben. Nicht portugiesische Kaufherren oder Kapitalisten aber haben diese Unternehmungen ins Werk gesetzt; sie widmeten ihnen lange Zeit gar kein Interesse<sup>1)</sup>. Es war vielmehr ein einzelner, weitblickender Mann, der den Grund zur Kolonialmacht seiner Heimat gelegt hat, der Infant *Dom Henrique* (1394—1460), von der Nachwelt der „Seefahrer“ genannt, obwohl er an den Entdeckungsfahrten persönlich nie teilgenommen hat.

1445 gelangte *Dinis Diaz* über den Senegal hinaus bis zum Cap Verde. Als Stützpunkt für den sogleich organisierten Küstenhandel diente die Insel Arguin, auf welcher um die Mitte des 15. Jahrhunderts ein Fort errichtet wurde, unter dessen Schutz insbesondere ein schwunghafter Sklavenhandel<sup>2)</sup> betrieben wurde. Aber erst dem Neffen *Dom Henriques*, dem König João II., war es vergönnt, die Besitzungen in Afrika zu sichern und auszudehnen. Schon 1481 sandte er ein starkes Geschwader nach der Goldküste und baute hier bei Elmina ein Fort als Stützpunkt für weitere Unternehmungen. Zum Zeichen der portugiesischen Herrschaft liess er an verschiedenen Küstenpunkten Steinsäulen mit Inschriften errichten und nahm offiziell den Titel *Herrscher von Guinea* unter seine übrigen auf. Eine im Sommer 1484 unter dem Kommando *Diego Cão's* ausgesandte

<sup>1)</sup> Vergl. *Alfred Zimmermann*, Die Kolonialpolitik Portugals und Spaniens, Berlin 1860. S. 4.

<sup>2)</sup> Die Sklaven wurden teils in Portugal selbst, hauptsächlich aber in Madeira und den Nachbarinseln beim Zuckerrohrbau verwendet. Grössere Nachfrage nach ihnen entstand aber erst infolge der Entdeckung Amerikas.

Expedition, an welcher der deutsche Kosmograph *Martin Behaim*<sup>1)</sup> teilnahm, gelangte bis zum 22. Grad südlicher Breite, nachdem sie wohl um die Jahreswende 1484/85<sup>2)</sup> die Kongomündung entdeckt hatte.

Zur Erinnerung an dieses Ereignis wurde am südlichen Ufer der Flussmündung ein dem hl. Georg geweihtes, steinernes Wahrzeichen errichtet und deshalb dem Strom zunächst der Name Rio do Padrão, d. h. Fluss der Steinsäule, gegeben. *Martin Behaim* nannte den Strom nach dem ungeheuren Wasservolumen, welches er in den Ozean ergiesst, Rio Poderoso. Der Portugiese *Duarte Lopez*, der im Jahre 1578 Angola besuchte, beschrieb ihn als den „grössten Fluss in Congo, in der Sprache dieses Landes Zaire genannt.“ Diese Bezeichnung, die sich als nichts anderes als eine Verstümmelung der einheimischen Worte „nziari, nzali, njali, niadi“ (Fluss) darstellt, ist von den Portugiesen bis heute beibehalten worden.

Die ersten Portugiesen hatten das Land südlich vom Strome bis tief nach Angola hinein unter der Oberhoheit eines Fürsten, des Mani-Kongo, der zu Ambasse im Innern des Küstenlandes residierte, gefunden. Es entging den Portugiesen nicht, dass sie mit einem Schlag ihren Einfluss über ein grosses Gebiet auszubreiten vermöchten, falls es ihnen gelänge, diesen Herrscher auf ihre Seite zu bringen und ihn womöglich zum Christentum zu bekehren. Man nahm einige Einwohner Kongos nach Lissabon mit und schickte 1490 eine förmliche Gesandtschaft nach Ambasse, die dort die Erlaubnis erlangte, eine christliche Kirche zu erbauen. Wie und weshalb es aber zur völligen Bekehrung des Königs und seines Volkes kam, das führt *Heinrich Schurtz*<sup>3)</sup> — wohl ausschliesslich auf portugiesische Quellen gestützt — des weitern aus, so dass wir uns hier darauf beschränken können, den Gang der Ereignisse nur anzudeuten.

Das Reich Kongo bildete auch Ausgangs des 15. Jahrhunderts keinen völlig einheitlichen Staat; ausser dem Kernlande, das ihm seinen Namen gab, waren Provinzen vorhanden, die nach echter

<sup>1)</sup> Namentlich bekannt durch seinen 1492 im Auftrage der Stadt Nürnberg konstruierten Erdglobus.

<sup>2)</sup> In Behaims Globus findet sich beim „Rio de Padron“ die Bemerkung A. 1485.

<sup>3)</sup> Im III. Band (zweite Hälfte) der von *Hans F. Helmolt* herausgegebenen „Weltgeschichte“. Leipzig 1901 S. 457 ff.

Negersitte unter eigenen, nur halb abhängigen Fürsten standen. Die wichtigste Provinz dieser Art war Songo (Sonho), das Gebiet unmittelbar im Süden der Kongomündung, dessen „Häuptling“ nach der Bekanntschaft mit den Portugiesen sich „Graf“, später „Grossfürst“ zu nennen pflegte. Nun bestand schon damals, als die Portugiesen ihr Bekehrungswerk begannen, eine gewisse Eifersucht zwischen Songo und Kongo; darum trat der schwächere der beiden Fürsten, der von Songo, sich die gefürchteten neuen Ankömmlinge nach Möglichkeit verbindend, bereits 1491 zum Christentum über.

Gerade damals, als die Portugiesen in Ambasse den Grundstein zu ihrer Kirche legten, und als die zweite portugiesische Gesandtschaft beim Mani-Kongo verweilte, kam aus dem Innern die Nachricht, dass sich das Volk der Mundequete zum Kriege rüste. Nach den Darstellungen der Portugiesen hätten die Mundequete weit im Innern an den grossen Seen gesessen und sich gegen Kongo „empört“, was auf eine unglaubliche Ausdehnung dieses Reiches schliessen lassen würde. In Wahrheit wird es sich um eine der häufigen, nach der Küste gerichteten Völkerströmungen gehandelt haben. Es gelang aber dem „König“ von Kongo, der sich schleunigst hatte taufen lassen, wie einst Chlodwig, die Feinde zu schlagen. Der König führte von nun an den Namen *Dom João da Silva*, und aus Ambasse wurde São Salvador; zahlreiche Kirchen entstanden, Priester und Mönche fanden ein ergiebiges Feld für ihre Tätigkeit und 1534 konnte ein Bischof für das neugewonnene Glaubensgebiet ernannt werden.

Dieser Zustand war durch den Einfall der Dschagga, einer Art afrikanischer Hunnen, jäh unterbrochen. Im Jahre 1542 erschien dieses kannibalische Kriegsvolk zum ersten Mal im Stammland des Kongoreichs; die Hauptstadt wurde erstürmt und samt ihrer Kathedrale und ihren Kapellen niedergebrannt. Mit der angestammten Kultur des Kongolandes wurde auch die künstlich darauf gepfropfte europäische Gesittung nahezu vernichtet. Der König *Dom Alvaro I.*, dessen Residenz sich bereits in eine Nachäffung des Lissaboner Hofes umgewandelt hatte, war auf eine Kongoinsel geflüchtet und erst 1546 gelang es den äussersten Anstrengungen seines Volkes und der wirksamen Hülfe portugiesischer Truppen, die Dschagga wieder über die Grenze zurückzutreiben. Das Land blühte nun wieder auf, aber trotzdem sollte sich bald zeigen, wie schwächlich die ganze dort begründete Kultur und wie oberflächlich der Einfluss des Christentums im Grunde genommen war. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts sahen sich die Portugiesen genötigt, den Bischofs-

sitz nach dem 1574 gegründeten San São Paulo de Loanda zu verlegen und von nun an das auseinanderfallende Kongoreich völlig sich selbst zu überlassen. Ein 1781 unternommener Versuch, die Mission wieder aufzunehmen, scheiterte an zufälligen Umständen; erst 1882 hat die Mission von neuem ihren Einzug gehalten und etwa 2000 Anhänger gefunden, darunter den „König Dom Pedro V“. Doch immer noch bleibt, wie im ganzen 19. Jahrhundert, der einst so gewaltige Beherrscher des Kongoreiches ein machtloser Häuptling des herabgekommenen Fleckens San Salvador. Mit der Zeit ist auch das anscheinend so fest gewurzelte Christentum in Songo vollständig verkommen.

So verhältnismässig genau wir dergestalt über die Geschichte des Kongomündungsgebietes orientiert sind, so ganz anders steht es mit der Geschichte der innerafrikanischen Stämme. Keine Aufzeichnung kultivierter Beobachter gibt uns feste Anhaltspunkte der Erinnerung; geringfügig ist das, was die Völker selbst über ihre Vergangenheit zu erzählen haben. Nur die ethnologische Wissenschaft kann uns vielleicht einmal auch hierüber einigermaßen zuverlässigen Aufschluss bringen.

Die vollständige Unkenntnis des mittelafrikanischen Innern hinderte aber die Geo- und Kartographen des 16. und 17. Jahrhunderts nicht, die zentralafrikanischen Regionen mit Seen und Gebirgen zu versehen, wobei es sich natürlich keineswegs um geographische Erkenntnisse handelte, sondern einzig und allein um fantastische Einbildungen, die sich teilweise zurückführen lassen auf die klassische ptolemäische Tradition.

Von Versuchen wissenschaftlicher Erforschung des oberen Kongobeckens kann tatsächlich nicht vor dem Ende des 18. Jahrhunderts gesprochen werden, was zwar, wenn man berücksichtigt, dass beispielsweise erst seit 1839<sup>1)</sup> eine wissenschaftliche Nilforschung existiert, noch verhältnismässig früh ist.

Der erste, der von der Ostküste her weit ins Innere vorrückte, soll ein Kreole, Pereira, gewesen sein. Den Sambesi überschreitend, erreichte er durch die nördlich von Bangweolo liegenden Sumpfland-

---

<sup>1)</sup> In diesem Jahre rüstete nämlich Mehemed Ali eine Expedition aus, die bis 6 Grad 33 Minuten nördlicher Breite gelangte, während eine zweite 1841 bis 5 Grad nördlicher Breite vordrang. Der Albert Niansa (Mwutan), der erste Quellsee des Weissen Nils, wurde aber erst im März 1864 von *White Backer* entdeckt.

schaften das Stromgebiet des Lufira. Pereira fuhr sodann den Luapula hinab und gelangte bis zur Residenz des Kasembe, in dem damals bis in jene Gegenden Lunda genannten Reiche. Da in der Folge (1798) Kasembes Gesandte nach dem portugiesischen Stapelplatz Tete kamen, um Verbindungen mit den Portugiesen anzuknüpfen, zog *Dr. Lacerda da Almeida*, damaliger Gouverneur von Senna, im gleichen Jahre nach Westen und gelangte bis in das Gebiet der Matumboka. Der Geistliche *Joan Pinto* veröffentlichte einen Bericht über die Expedition, deren Leitung er nach Almeidas Ermordung übernommen hatte.

Im Jahre 1816 versuchte *James Tuckey* im Auftrage der englischen Regierung den Kongolauf von der Mündung aufwärts zu erforschen. Mit unerhörten Schwierigkeiten gelangte diese Expedition in die Nähe von Isangila, wo sie, nachdem sie schon unterwegs den grössten Teil ihres Personals eingebüsst hatte, auch noch ihren Führer verlor und dergestalt zur Umkehr genötigt wurde. Immerhin verdanken wir der Expedition Tuckey die ersten genauen Aufklärungen betreffend das unterste Stromgebiet des Kongo. Anfangs der 40<sup>er</sup> Jahre drang der Portugiese Graça von Angola aus ins obere Kasai-gebiet vor und berichtete als erster von der Existenz eines Lunda-reiches unter der Herrschaft von Muta Yamwo.

Aber erst die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts brachte es mit sich, dass die bis dazumal diesen Teil Afrikas darstellende weisse Fläche der Atlanten mehr und mehr verschwand und — zunächst hypothetisch — dann aber rasch und sicher Ausstattung und Form wissenschaftlicher Karten annehmen konnte. In den Jahren 1853—56 unternahm *David Livingstone* seine berühmte Expedition vom äussersten Süden Afrikas nach der mittleren West- und Ostküste. Von Kapstadt zog er zunächst nach Kuruman und traf dort mit *Mucabe* zusammen, der als erster den Ngami umkreist hatte. Von da wandte er sich in grossem Bogen nach Norden und Westen und erschien im Mai 1854 in St. Paul de Loanda. Dort fasste er den Plan, einen Handelsweg nach dem Osten aufzufinden, und unternahm damit seine fünfte grosse Reise. Auf ungefähr demselben Wege kehrte er nach Linyanti zurück, verfolgte den Sambesi abwärts, entdeckte die grossartigen, von ihm Viktoriafälle genannten Katarakte des Sambesi. Durch die Lupataschlucht, welche dieser Strom durchfliesst, näherte er sich dessen Mündungsgebiet und erreichte Ende Mai 1856 den portugiesischen Hafen- und Stapelplatz Kilimane am indischen Ozean, um von da nach England zurückzukehren. Dort gab er dann ein

zweibändiges Reisewerk „Missionary travels and researches in South Africa“ (London 1857) heraus, dem das erste grossartige Profil der durchzogenen Länder beigegeben war. Nach dem Bekanntwerden von Livingstones Erfolgen erwachte bei vielen die Reiselust. Namentlich waren es Jäger, welche den Fusstapfen Livingstones folgten und besonders in den Gegenden des Ngamisees den damals sehr beträchtlichen Wildstand Südafrikas auszurotten begannen.

Fast gleichzeitig (1858) entdeckten die Engländer *Burton* und *Speke* den Tanganikasee, wenn auch ohne zu erkennen, dass dieses einzigartige Binnengewässer (bei einer Tiefe von bisweilen über 600 m hat dieses vulkanische Wasserbecken eine Länge von 650 km) zum Stromgebiet des Kongo gehöre. Auch Livingstone blieb dieser Zusammenhang verborgen, als er auf seiner letzten siebenjährigen Reise (1866—1873) im April 1867 vom Niassasee her am Süden des Tanganikasees ankam und sich von dort nach Nordwesten wendend, den Lualaba (Oberlauf des Kongo) und noch weiter westlich den Moërosee (April 1868) entdeckte.

Neben den Engländern treffen wir namentlich Deutsche unter den ersten Pionieren der wissenschaftlichen Ergründung des heutigen Kongostaatsgebietes, und zwar gehen deren Forschungen im allgemeinen von der Westküste aus. Erwähnenswert ist dabei namentlich die sogenannte Cassango-Expedition unter *Alexander von Homeyer*, die 1874 den Kuanza (Angola) aufwärts bis Tondo, dann nach Pungo Adongo (9 Grad südlicher Breite) ging. Hier erkrankte aber *Homeyer* und musste zurück, sodass *Pogge* und *Lux* ohne ihn über Malange nach Kimbundo vorrückten. Von dort begab sich *Pogge* allein nach Musumba, der Residenz des Lundafürsten Muta Yamwo, das er am 9. Dezember 1875 erreichte. Da der Muta Yamwo die Fortsetzung der Reise nicht gestatten wollte, so kehrte *Pogge* im April 1876 nach Loanda und von da nach Deutschland zurück. Inzwischen hatte der Engländer *Verney Lowett Cameron*,<sup>1)</sup> der 1873 bis 1875 Afrika von Ost nach West durchquerte, den südlichen Teil des Tanganikagebietes gründlich erforscht, den See fast ganz umschiffte und den eigenartigen Lukuga (Abfluss des Tanganikasees) entdeckt. Im August 1874 erreichte er Niangwe am Lualaba und ging dann südwärts zum Lomami. *V. L. Cameron* war der erste, der die These aufstellte, dass man es hier mit dem Oberlauf des Kongo zu tun habe.

<sup>1)</sup> Quer durch Afrika. Leipzig 1877 (2 Bände).

Den unumstösslichen Beweis für diese nicht nur für die geographische Wissenschaft, sondern überhaupt für die Erschliessung und Entwicklung Innerafrikas ungeheuer wichtige Tatsache verdanken wir aber *Henry Morton Stanley*. Schon seit 1872, wo er sein Sensationsbuch „How I found Livingstone“<sup>1)</sup> veröffentlicht hatte, war dieses amerikanischen self-made man und späteren englischen Parlamentsmitgliedes Name in aller Mund.

*Stanley* und *Leopold II.*: nur dem Zufall, dass diese beiden aus so grundverschiedenem Milieu hervorgegangenen „Uebermenschen“ es in ihrem Interesse fanden, ihr Wollen und Können zusammenzulegen, verdankt der „Unabhängige Kongostaat“ sein Entstehen und Werden.

Schon an und für sich sind ja *Stanley*'s vier grosse Afrikareisen bewundernswert und zeugen von einer Intelligenz, einer Widerstandsfähigkeit und Energie allerersten Ranges. Seine Reisen und deren Resultate allein hätten genügt, ihm den Platz eines der hervorragendsten Afrikaforscher zu sichern. Ein amerikanischer Reporter pflegt aber nichts dem lieben Zufall allein zu überlassen. Nach Zentralafrika zu verreisen, die Gegend der grossen Seen zu erforschen, das hatte ja schon mancher vor *Stanley* getan; das hätte ja geheissen, sich auf den Fuss der *Burton*, *Speke*, *Baker*, *Cameron*, *de Compiègne*, *Marche*, *Ballay*, *Pogge*, *Lux*, *Rohlf's*, *Nachtigal*, *Schweinfurth* und wie die damaligen Afrikareisenden alle heissen, stellen.

Seine ungeheure Popularität verdankt denn auch *Stanley* weniger seinen epochemachenden Reisen, als dem Geschick, mit dem er urbi et orbi verkündigte, *Livingstone*, der Nationalheld Englands sei verlassen im dunkelsten Afrika und dass er — *Stanley* — ihn lebendig oder tot auffinden und zurückbringen werde. Dass *Livingstone*, als ihn *Stanley* im Oktober 1871 in Udshidshi am Tanganikasee erreichte, sehr erstaunt war, zu vernehmen, dass er verloren und verschollen, dass er erklärte, keineswegs gesonnen zu sein, seinem „Befreier“ nach Europa zu folgen, sondern vorziehe, seine Forschungsreise fortzusetzen, selbst auf die Gefahr hin, in seiner Adoptivheimat zu sterben, das konnte ja *Stanley* mehr als gleichgültig sein!

Zehn Jahre später lässt er die erstaunte Welt wissen, dass *Emin Pascha* „als Gefangener“ im obersten Nilgebiet schmachte und dass er — *Stanley* — diesen heroischen Pionier der Zivilisation

<sup>1)</sup> Erschien noch im gleichen Jahre in London in zweiter Auflage (736 Seiten mit zahlreichen Illustrationen und Karten.)

dem muselmännischen Fanatismus entreisen werde. In Tat und Wahrheit war es dann allerdings Stanley, als er am 29. April 1888 am Westufer des Albert Nianza mit *Emin Pascha* zusammentraf, welcher sich augenblicklicher Unterstützung als am meisten bedürftig erwies: „Unsere Haupthoffnung beruht auf Emin Pascha“,<sup>1)</sup> musste derjenige ausrufen, der zu Emin's Errettung gekommen war!

Sei dem übrigens wie ihm wolle, Tatsache ist, dass Stanley es verstanden hat, aus Forschungsreisen, die doch im Grunde nur Geographen und Politiker interessieren, Romane von Abenteuern à la *Cortez* und *Pizarro* zu machen. So hat er in wahrhaft genialer Weise auch beim grossen kritiklosen Publikum Interesse, ja Enthusiasmus zu erwecken gewusst: Beweis sein ungeheurer buchhändlerischer Erfolg. Und nicht zufrieden damit, hat er, der berechnende Geschäftsmann und *Metteur en scène*, sich bei sensibeln Seelen in den Geruch des edeln, für die Unglücklichen, für die vom Schicksal Verfolgten kämpfenden Ritters gestellt!

### III. Stanleys erste Kongoreise.

Der grosse Erfolg, den die Auffindung *Livingstone's* für Stanley im Gefolge hatte, gab ihm mächtige Anregung, den betretenen Pfad weiter zu verfolgen. Als einfacher Berichterstatter dem Verlauf von irgend welchen Begebenheiten zu folgen, wie dies in Abessinien und zuletzt im Aschantikrieg der Fall war, ohne dabei tätig eingreifen zu können, sagte ihm nicht mehr zu. Schon bei seiner ersten Reise nach dem Innern Afrikas hatte Stanley in Tabora den Plan gefasst, den Victoria Nianza zu erforschen. *Livingstone's* Entdeckungen gaben ihm den Anstoss und dessen Art des Reisens deckte ihm zugleich die Mängel auf, welche der bisherigen Gepflogenheit des Reisens anhafteten.

Im Jahre 1877 lebten 16 Europäer, die sich auf sechs Handelsfaktoreien verteilten, in Boma, der damals am weitesten im „Innern“ gelegenen, grösseren Handelsstation von ganz Unterguinea.<sup>2)</sup> Im

<sup>1)</sup> *Henry M. Stanley*, Im dunkelsten Afrika. Aus dem Englischen von H. von Wobeser. Leipzig 1890, Bd. I., S. 308.

<sup>2)</sup> Von damaligen, noch weiter oben befindlichen, vereinzelt Niederrassungen von Europäern sind zu nennen die Faktorei zu Mbinda, gegründet 1870 vom französischen Haus Daumas Lartigue, am Nordufer des Kongo. Zwei Jahre später errichtete der Portugiese Ferreira eine Faktorei zu Musuku und 1873 bereits zu Noki. (Vergl. Kongoland, S. 398.)

Monat Juli verbreitete sich plötzlich die Nachricht in der kleinen Kolonie, dass ein Weisser mit einer beträchtlichen Anzahl von Schwarzen aus dem Innern im Anzuge sei, dass aber die Kolonne vor Hunger und Elend am äussersten sei. Sofort wurde eine Hülfs-Expedition organisiert, die in wenigen Tagmärschen ein Lager von zerlumpten, von Not und Entbehrung fast aufgeriebenen Sansibaren und an deren Spitze den von Leiden und Fieber erschöpften, aber stolz und zuversichtlich blickenden *Stanley* antraf.

Mitte 1876 war er vom Victoriasee her mit einer starken Karawane von Sansibaren am Tanganikasee angekommen. In der Nähe des Lualaba erreichte *Stanley* <sup>1)</sup> bei Mwana Mamba die erste grosse Araberniederlassung; die Reise war in der kurzen Zeit von 41 Tagen vom Tanganika her zurückgelegt worden. Ausser mehreren einflussreichen Arabern befand sich damals dort der berühmte und berüchtigte Mohamed bin Mhamed, *Tippu Tib* genannt, der mächtigste aller im Innern hausenden Araber, ein grosser Elfenbein- und Sklavenhändler, oder sagen wir ebensogut Räuber. *Tippu Tibs* Name ist aufs engste verknüpft mit der jüngeren Geschichte Afrikas. Er ist der Typus arabisch-afrikanischer Sklavenhändler, und — wie ihn *Paul Reichard* <sup>2)</sup> bezeichnet — gewissermassen der Erfinder der grossartigen Raubzüge im Innern westlich und südlich vom Tanganika. Um Elfenbein (im grossen) zu erbeuten, bedarf es grösserer Streitkräfte. Der Unterhalt derselben erfordert bedeutende Mittel, welche der arabische Unternehmer aus seiner Tasche nicht bestreiten kann. Er muss dieselben durch Raub aufbringen. Löhnung kann er ebenfalls nicht zahlen, er überlässt seinem Gefolge einen Teil der Beute, und zwar die Sklaven. In Manjema war *Tippu Tib* einer der mächtigsten Araber. Er hatte sich das Monopol, Raubzüge zu unternehmen, in einem grossen Gebiete gesichert. Er war unter sämtlichen Arabern der intelligenteste und unternehmungslustigste, der es auch vorzüglich verstanden hat, mit Europäern in Verbindung zu treten. Wenn er sich auch seine Dienste teuer bezahlen liess, so hat er auch viel dafür geleistet. Er war in Afrika eine Macht, mit der

<sup>1)</sup> Die einzige autentische Quelle über diese Entdeckungsreise Stanleys liegt in seinem Werk: „*Durch den dunkeln Weltteil* oder die Quellen des Nils. Reisen um die grossen Seen des äquatorialen Afrika und den Livingstone-Fluss abwärts nach dem atlantischen Ozean.“ Dritte Auflage. 2 Bände. Leipzig 1884.

<sup>2)</sup> In seiner ausgezeichneten, unsern Ausführungen vielfach zu Grunde liegenden Schrift „*Stanley*“. 24. Band der Biographiensammlung Geisteshelden. Berlin 1897, S. 104.

man rechnen musste, was er selbst recht wohl wusste. Stanley hatte das längst erkannt und deshalb war auch seine erste Sorge bei Begegnung mit den Arabern, sich dieses mächtigen Mannes zu versichern. Stanley liess sich kaum Zeit, das Lager zu beziehen, als er auch schon auf das angelegentlichste mit Tippu Tib unterhandelte.

Stanley war bei allen seinen Unternehmungen ausserordentlich vom Glück begünstigt, so hier durch den Umstand, dass sich Tippu Tib zufällig in Manjema befand. Ohne Tippu Tibs Beistand würde es Stanley vielleicht ebenso unmöglich gewesen sein, wie es seiner Zeit *Livingstone* und *Cameron*, das grossartige Unternehmen auszuführen. Einmal über die Einflussphäre der Araber hinaus, bedurfte er ihrer Hülfe nicht mehr. Die Araber versuchten, Stanley von seinem Vorhaben abzubringen, aber Stanley war nicht der Mann, sich leicht abschrecken zu lassen, zumal ihm Geldmittel zur Hand waren, alle Bedenken der Araber zu überwinden.

Stanley stand aber auch Hindernissen gegenüber, welche nicht allein mit Geld zu bewältigen waren. Zunächst der Neid und die Habsucht der andern Araber. Dazu kam die Abneigung seiner eigenen Leute gegen ein so gefährliches Unternehmen. Die Araber taten ihr Möglichstes, die Begleiter Stanleys abzuschrecken durch Erzählen von Schauergeschichten, von gefährlichen Zwergen, vergifteten Waffen, Menschenfressern, dem ungeheuren Wald, in den kein Sonnenstrahl eindringen könne, von Wasserfällen, Schlangen, Ungeheuern, von Hunger und Drangsalen aller Art. Ein Kern von Wahrheit steckte allerdings in diesen Erzählungen; aber die Araber übertrieben alles ins Ungeheure, sodass den Unglücklichen die Haare zu Berge standen. Stanley ging direkt auf sein Ziel los. Er fragte Tippu Tib, ob er unter Umständen bereit wäre, ihn wenigstens eine gewisse Strecke den Strom hinab zu begleiten. Tippu Tib sagte Stanley seine Hilfe zu, unter gewissen, in einem Vertrage aufzusetzenden Bedingungen. Derselbe enthielt Bestimmungen über die Art und Zeit der Reise, sowie über die von Stanley zu zahlende Summe in der Höhe von 6000 Dollars.

Bei einer Unterredung mit Pockok stimmte dieser dem Plane, unter allen Umständen den Fluss hinabzufahren, bei, und da Stanley seiner sicher war, fragte er seine schwarzen Begleiter nicht mehr, sondern schloss in der Voraussetzung, dass diese ohne weiteres folgen würden, wenn Tippu Tib mit einem grossen Gefolge mitreise, mit diesem den Vertrag ab. Tippu Tib stellte 140 Gewehr- und 60 Speer-

träger. Schon am nächsten Tage, am 24. Oktober 1876, verliess die Expedition Mwane Mamba. Am 27. Oktober erreichte Stanley Niangwe, die damals am weitesten nach Westen vorgeschobene Niederlassung der Araber und im Jahre 1868 von Muini Dugumbi, einem Halb-Araber aus dem Mlima an der Küste, gegründet. Der Ort liegt unmittelbar am Lualaba-Kongo und war schon damals ein bedeutender Sammel- und Handelsplatz der Sansibararaber gewesen.

Als Stanley die Reise von Niangwe aus antrat, folgten ihm, mit Frauen und Kindern, 154 Menschen. Nur 40 der mit Gewehren bewaffneten Leute waren einigermaßen verlässlich. Es war also ein nur sehr kleines Häuflein, mit dem Stanley seinen kühnen, einzig dastehenden und folgenreichen Zug unternahm.

Die denkwürdige Reise wurde am 5. November 1876 von Niangwe aus angetreten und führte zunächst in einem kleinen Bogen über Land schon am folgenden Tag in einen Urwald, Mitamba genannt. Der schmale Pfad zog durch ein undurchdringliches Dickicht. In fortwährendem Dämmerlicht, das nie durch einen Sonnenstrahl aufgehellt wird, marschieren die Wanderer unter den 30 m hohen Urwaldriesen dahin. Der Boden ist morastig, von allen Blättern träufelt fortwährend Wasser herab, und am Morgen ist der Wald oft von dichtem Nebel erfüllt. Nur unter äusserster Anstrengung wanden sich die Träger durch das kaum passierbare Gewirre der Aeste und Lianen. Die Karawane lagerte nach kurzen Märschen in kleinen Dorfflichtungen und ermüdete derart, dass schon nach wenigen Märschen Tippu Tib erklärte, mit seinen Leuten unmöglich in der drückend heissen und feuchten Luft der Mitamba weitermarschieren zu können. Er wollte nach Niangwe zurückkehren. Nur mit grosser Mühe gelang es Stanley, den sonst unerschrockenen Araber zu halten und zu einer Abänderung des Kontraktes zu bewegen und zwar derart, dass er statt 6000 Dollar deren 2600 ausbezahlt erhalten sollte für eine Strecke von 20 Marschtagen.

Am 19. November erreichte die Expedition bei Kampunzu den Lualaba. *Stanley* nennt den Fluss nunmehr dem grossen englischen Forscher zu Ehren „Livingstone“, allein der Name wurde von der Royal Geographical Society in London nicht akzeptiert, und so führt der Fluss heute den Namen Kongo.

Am Kongo angelangt, hielt Stanley eine Anrede an die Leute, in welcher er in geschickt gesetzter Rede darlegte, dass es ihm beschieden sei, das seit Anbeginn der Welt über den Riesenstrom waltende Geheimnis seines Laufes zu lösen. Er appellierte an den

Mut und die Tapferkeit seiner Leute. Er sagte, dass nunmehr der Weg zur Salzsee gefunden sei und man nicht mehr notwendig habe, die unendlichen Mühsalen des schrecklichen Waldes zu kosten, den man eben durchzogen hatte. Nur 39 folgten der Aufforderung, 95 standen still vor sich hinblickend. Dann löste er die Versammlung auf. Die Araber machten nochmals, wie schon oft, den Versuch, *Stanley* von der ihnen wahnwitzig erscheinenden Idee abzubringen, den Fluss hinabzufahren.

Auf dem Fluss, der hier an die 1200 m breit war, erschienen Wilde am andern Ufer. *Stanley* wollte sie veranlassen, am andern Tag mit ihm auf einer Insel Blutbrüderschaft zu schliessen. Hätte man nicht Vorsichtsmassregeln getroffen, so würden sie *Stanley* verräterisch überfallen haben. Schliesslich vermochte *Stanley* die Wilden dazu zu bewegen, die ganze Karawane ans andere Ufer des Stromes zu bringen. Die Karawane zog am andern Morgen weiter. *Stanley*, *Pocok* und *Tippu Tib* nebst 33 Mann an Bord der „*Lady Alice*“<sup>1)</sup> schwammen den Strom hinab, während die Karawane das Ufer im Urwalde entlang wanderte.

Es begann nun eine wahre Leidensgeschichte von Kämpfen, Hunger und Krankheit. Wo immer nun das Boot am Ufer erschien, überall wurde es mit Kriegsgeschrei empfangen; die Bewohner flohen in die Wälder aus Furcht vor den Arabern, deren schrecklicher Ruf als Menschenräuber schon hierher gedrungen war. In der Gegend der am linken Ufer liegenden Rukimündung kam es zum ersten Zusammenstoss zwischen den Eingebornen und der Landkarawane.

Der Fluss strömt in fast direkt nördlicher Richtung, und bei *Ukasa* gelangte *Stanley* zum ersten Mal an Stromschnellen. Die „*Lady Alice*“ wurde von den Leuten um die Schnellen herumgetragen. Im Walde fand man in der Nähe des grossen Ortes *Ikundu* ein riesiges altes Cano<sup>2)</sup>, welches repariert und zu einem Lazarettschiff eingerichtet wurde. Es fasste 60 Menschen. In der Karawane grassierten die Pocken und Dysenterie und forderten fasst täglich Opfer, sodass das Lazarettschiff sofort besetzt war. Lebensmittel waren wegen der Feindseligkeit der Wilden schwer zu beschaffen.

*Stanley* ging mit dem Plan um, selbst Canos herstellen zu lassen, da die Wilden zum Verkaufe solcher nicht zu bewegen waren. Bei

<sup>1)</sup> Ein in fünf Teile zerlegbares Boot, das *Stanley* — was die praktische Ausführung angeht — vor allem in den Stand gesetzt hat, seine erstaunlichen Leistungen zu vollbringen.

<sup>2)</sup> Auch *Pirogen* genannt.

Unya Nisiga fand der erste Angriff zu Wasser auf die Karawane statt von 14 grossen Kriegscanos. Das Gefecht endete mit dem Rückzuge der Wilden. Von hierab wurden die Reisenden beinahe täglich durch feindliche Angriffe belästigt. Am 18. Dezember gelang es zufällig, einige Eingeborene, darunter mehrere Weiber, gefangen zu nehmen.

Stanley wollte diesen Umstand benutzen, um die Wilden zum Abschliessen von Blutbrüderschaft zu zwingen, allein die Verhandlungen zerschlugen sich und es entspann sich ein hartnäckiger Kampf, der mehrere Tage lang währte und damit endete, dass es Stanley gelang, während einer zum Glück regnerischen und stürmischen Nacht 38 Canos zu erbeuten. Schliesslich kam man doch noch überein, Blutbrüderschaft zu schliessen. Die gefangenen Weiber und 15 Canos wurden zurückgegeben, während 23 Fahrzeuge in Stanleys Händen blieben.

Nun aber gaben Tippu Tib und die ihn begleitenden Araber eine in solch bestimmtem Tone gehaltene Erklärung ab, sie könnten unter keinen Umständen mehr weiter mitziehen, dass Stanley einsah, alle dagegen gerichteten Bemühungen seien vergebens, und so entband er Tippu Tib von seinen Verpflichtungen; Stanley würde die Araber wahrscheinlich nicht haben ziehen lassen, wenn er jetzt nicht im glücklichen Besitze von 23 Canos gewesen wäre, welche sie nun ermöglichten, die Reise allein zu Wasser fortzusetzen.

Am 27. Dezember 1876 wurden in 23 Fahrzeugen die Teilnehmer der Expedition, im ganzen 149 Seelen, mit mehreren Reiteseln eingeschifft und am nächsten Morgen trat Stanley seine Fahrt zu Wasser an. Der Kongo, auf dessen majestätischen Gewässern Stanley und die Seinen nun hinabglitten, erweiterte sich von da an immer mehr bis zu einer Breite von 1600—1800 m. Der Riesenstrom behielt seine Richtung gerade nach Norden bei. Wo immer die framartige Flotte bei den Dörfern der Uferbewohner erschien, erregte sie mit wenigen Ausnahmen ungeheure Wutausbrüche der Bewohner, welche sich überall als wirkliche Wilde gebärdeten. Die Kriegstrommeln und Elfenbeinhörner ertönten, die Luft trug den Schall von Dorf zu Dorf, von Stamm zu Stamm, den Fluss hinab und meldete heranziehende Feinde, denn für solche hielten die Uferbewohner die Stanleysche Expedition, da in jenen Gegenden alles Fremde unbedingt als feindlich angesehen wird. Es war damals noch ein greuliches Gesindel, welches die Ufer des Kongo bewohnte, bis beinahe hinunter zur Küste. Fast jedes Dorf lebte mit dem andern in tödtlicher Feind-

schaft; Kämpfe waren dort an der Tagesordnung. Um des wichtigsten Grundes fielen — und tun dies zum Teil heute noch — diese Leute über einander her, beschossen sich mit vergifteten Pfeilen und schleuderten ihre Lanzen, und was ihnen von menschlichen Wesen in die Hände fiel, wurde aufgefressen. Sie waren alle — und sollen es zum Teil heute noch sein — Kannibalen und betrachten ihren Nebenmenschen als ein Stück Schlachtvieh. Andererseits fiel es Stanley auf, dass diese Wilden in vielfacher Hinsicht den andern Negern Afrikas weit überlegen waren. Zunächst als Bootsbauer und Schiffer; die Waffenschmiedekunst war und ist bei ihnen sogar erstaunlich hoch entwickelt und bringt geradezu Kunstwerke hervor. Ebenso entwickeln sie in der Anfertigung von Raphiapalm-Faserstoffen einen ungewöhnlichen Kunstsinn. Auch in der Holzschneidekunst sind sie weiter vorgeschritten, als irgend welche andern Stämme des Innern. Sie bauen schöne Hütten und besitzen eine Menge Möbel, welche die anderen Afrikaner gar nicht kennen. Ihre Trommeln und Holzschlaginstrumente, sowie ihre Elfenbeinhörner sind ebenfalls bemerkenswert. Dagegen verunzieren sie ihren Körper durch eigentümliche Arten des Tätowierens aufs scheusslichste, und alle spitzen ihre Schneidezähne gleich Raubtierzähnen zu, die Araber nennen sie deshalb auch Washonga Meno, „die Zähne-Zuspitzer“.

Aber nicht nur die Eingeborenen, auch die Natur schien schon hier der Stanleyschen Expedition ein definitives Veto entgegenrufen zu wollen: eine Reihe von Katarakten, denen er seinen Namen (Stanley-Falls) gibt. Volle 20 Tage braucht er, diese Fälle teils zu übersetzen, teils zu umgehen. Dicht hinter dem sechsten Katarakt, ungefähr da, wo der Strom den Aequator überschreitet, wendet er sich mit einem Male nach Nordwesten.

Nach dem Passieren der Stanleyfälle, aus deren donnerndem Getöse die Expedition zu entkommen sich beeilte, beginnt die lange befahrbare, von keiner Schnelle und keinem Katarakt unterbrochene Strecke; der Fluss erweitert sich seeartig bis zu Breiten von 3700 m. Zahllose Inseln mit wunderbarer Vegetation bestanden, vielfach bewohnt, durchsetzen den majestätischen Strom. An der Mündung des Aruwimi stellten sich gegen 60 riesige Canos der Expedition entgegen; bei der ungeheuren Anzahl Feinde glaubte Stanley, dass das letzte Stündlein gekommen. Aber auch hier gelang es mit den überlegenen Feuerwaffen die Uebermacht des Feindes zurückzuwerfen und die Fahrt stromab weiter fortzusetzen.

Der Kongo beschreibt, wie Stanley auf der Weiterfahrt fand,

einen gewaltigen Bogen nördlich des Aequators; er wird immer breiter, von einem Ufer zum andern  $6\frac{1}{2}$  bis  $11\frac{1}{4}$  km. Selten aber gewinnt man der vielen Inseln wegen einen Blick über die ganze Breite.

An der grossen Krümmung im Norden, da wo der Kongo sich nach Süden zu wenden beginnt, hörte Stanley zum ersten Mal den Namen „Ikutu na Kongo“, Ströme des Kongo. Wenn auch, wie Stanley schreibt, seit dem Passieren der Stanleyfälle kein Zweifel mehr in ihm aufstieg, dass er dem Kongo entlang fuhr, so war es ihm doch angenehm, endlich diesen Namen aussprechen zu hören. Hier in Rubunga fand Stanley als merkwürdigste Gegenstände vier alte portugiesische Musketen, bei deren Anblick seine Leute, welche schon fürchteten, nie wieder aus den wilden Ländern herauszukommen, ein Freudengeschrei erhoben: „Diese Gewehre erschienen ihnen als sichere Anzeichen, dass die Strasse nicht verfehlt worden war.“

Am 14. Februar 1877 sah sich die Expedition einer sehr beträchtlichen Anzahl Feinde gegenüber, vom Stamme der kriegerischen Bangala. Diese besaßen schon Gewehre in Mengen. Stanley zählte 63 Fahrzeuge, aus denen sich die feindliche Flotte zusammensetzte. Trotz der Uebermacht zwang Stanley den Feind zum Zurückweichen, sodass er unbehelligt flussabwärts rudern konnte, um aus dem Gesichtskreis seiner Feinde zu gelangen.

An dieser Stelle seines Werkes gibt Stanley bei Darstellung der klimatischen Verhältnisse folgender Betrachtung Raum: „Es ist eine merkwürdige, sich an unser Leben in dieser Gegend anknüpfende Tatsache, dass wir, Frank Pocok und ich, uns auf dem Livingstone (Kongo) einer besseren Gesundheit zu erfreuen hatten, als in irgend einer andern Periode unseres Lebens, obgleich wir geistig weit mehr in Anspruch genommen und körperlich mehr angestrengt waren als sonst, dabei beständig Gefahren zu bestehen hatten und nur magere Kost genossen.“ Es scheint fast, dass die Einflüsse des afrikanischen Klimas durch Anstrengungen, Mühen und ununterbrochene Gefahren ganz paralysiert werden.

Der Strom führte die Expedition in schneller Fahrt in einer südlich gewendeten Richtung, welche sich bald darauf in eine südwestliche verwandelte. Der Kongo behielt fortgesetzt seine Breite und war nach wie vor von zahllosen Inseln durchsetzt. Am 9. März fand noch ein Kampf mit den Eingeborenen statt. Es war der zweiunddreissigste und der letzte, den die Expedition seit dem Er-

reichen des Kongo zu bestehen hatte. An Stelle der Kämpfe mit den Eingeborenen sollte aber ein weit aufreibenderer und anstrengenderer treten, der Kampf mit dem Fluss. Am 12. März 1877 erreichte die Expedition eine seeartige Erweiterung des Stromes. Pocok, so berichtet Stanley, machte den Vorschlag, dieselbe „Stanley-Pool“ zu nennen. Dieser Name wurde denn auch auf den Karten allgemein eingeführt.

Beim Ausgang des Stanley-Pools durchbricht der Strom die vielfach parallelen Höhenzüge des westafrikanischen Schiefergebirges.<sup>1)</sup> Mit dem Beginn dieser Fälle sollte für die Expedition der mühsamste Teil der Reise anfangen. Das angenehme Dahingleiten auf dem grossen prachtvollen Strom, der von zahllosen Inseln durchsetzt und von einer wunderbar schönen Tropenvegetation bestanden ist, hatte hier ein Ende gefunden. Bei seinem Austritt aus dem Stanley-Pool bildet der Kongo zuerst drei mächtige Fälle, deren unterster nach Stanley die wildeste Stelle eines Stromlaufes ist, den er je gesehen hatte.

Die beiden oberen Fälle konnten die Schiffe der Expedition auf dem Wasser dem Ufer entlang passieren, indem dieselben mit Rotangkabeln gehalten wurden. Der letzte Katarakt musste zu Land umgangen werden. Nun folgte ein Wasserfall dem andern. Mehrere Leute der Expedition büssten bei dem Transport der Boote das Leben ein und mehrere Canos gingen verloren. Am 11. April geriet Stanley selbst mit dem Boot in eine schreckliche, kataraktartige Schnelle hinein. Eine über 3 km lange Strecke legte Stanley derart zurück, dass er mit seinen Leuten jeden Augenblick das Ende nahen glaubte; eine fürchterliche Fahrt, aber es gelang, ruhigeres Wasser zu erreichen. Bald mussten wieder die Fahrzeuge über Berge, bald über Felsrücken transportiert werden.

Am 3. Juni 1877 wurde die Expedition von einem grossen Unglück betroffen, indem Stanley seinen letzten weissen Gefährten verlor, Frank Pocok ertrank in einem Wasserfall. Auf Stanley und seine Leute machte die Katastrophe einen tiefen Eindruck.

Nach Ueberwindung der letzten Fälle tat sich noch eine kurze Strecke fahrbaren Wassers auf. Es waren die Isangilafälle erreicht. Von hier an häuften sich die Schwierigkeiten für den Landtransport der Fahrzeuge derart, und der Hunger schwächte die Schwarzen

<sup>1)</sup> Ueber die orographische Seite des Kongogebietes vergl. meine Studie „Das Kongobecken in handelsgeographischer Hinsicht“ in den „Schweizerischen Blättern für Wirtschafts- und Sozialpolitik.“ XV. Jahrgang. 1907, Seite 137 ff.

in so hohem Grade, dass sie den Anstrengungen des Boottransportes über Land nicht mehr gewachsen waren. Die Canos und leider auch das ausgezeichnete Boot „Lady Alice“ musste hier zurückgelassen werden. Die Expedition betrat den Landweg.

Die Anzeichen, dass man sich der Küste näherte, hatten schon längst begonnen. Wenn sich dies auch nicht in dem Aussehen des Landes kund gab, so bemerkte man es schon an den Eingeborenen, welche immer häufiger aus überseeischen Ländern importierte Stoffe an Stelle ihrer Raphiafaser-Gewebe trugen. Viele besaßen Feuerwaffen und Munition. Schon oberhalb der Fälle hatte sogar ein Eingeborner an Stanley die Frage gerichtet, ob er Holländer, Portugiese oder Engländer sei, welche Frage ein Neger, der weiter im Innern lebte, aus Mangel an Verbindung mit der Küste nie würde haben stellen können.

Schliesslich gelangte man in die „Region des Rums“. Von da an waren die noch übrigen Tauschwaren sogut wie wertlos, sodass die Expedition zuguterletzt noch in Gefahr geriet, zu verhungern, weil die Eingeborenen nur noch Branntwein als Zahlungsmittel nehmen wollten, den Stanley nicht besass. Es war am 1. August, als Stanley vom nördlichen Ufer aus die Landreise antrat. In kleinen Tagemärschen bewegte sich die aufs äusserste abgemattete und erschöpfte Karawane vorwärts, in ziemlich gerader Richtung auf Boma zu, die Krümmungen des Flusslaufes abschneidend. Die Eingeborenen machten Stanley darauf aufmerksam, dass ein Bote den Ort Boma, eine Station weisser Händler, in drei Tagen erreichen könnte —: „Drei Tage! Nur noch drei Tagereisen von Speise — von Wohlsein und Behaglichkeit — selbst von den Ueppigkeiten des Lebens! Welch ein Gedanke!“ — schreibt Stanley.

So waren also fast drei Jahre verflossen, seit Stanley (November 1874) mit 350 Soldaten und Trägern Bagamojo verlassen hatte und neun Monate, seit er in Niangwe abgereist war. Nur 115, also nicht einmal ein Drittel der Schwarzen, die mit ihm an der Ostküste aufgebrochen waren, kamen an der Westküste an. Seine drei englischen Reisegefährten, Barker und die Brüder Pock hatten das Unterfangen mit ihrem Leben bezahlt; aber Ziel und Zweck der grossen Reise waren erreicht: eines der grössten und wichtigsten Probleme der modernen Geographie war gelöst. Von nun zählte Afrika ein weiteres Stromgebiet und zwar eines, das an Grösse und wirtschaftlicher Bedeutung von keinem der bisherigen übertroffen wird.

Stanley weilte nur drei Tage in Boma. Am 11. August 1877 schiffte er sich mit seiner gesamten Expedition auf einem zufällig dort bereitliegenden englischen Dampfer ein, um den Kongo, dessen Geheimnis er nun entschleiert hatte, hinunter nach Banana und weiter nach Kabinda zu fahren. Von Kabinda wurde die gesamte Expedition nach kurzem Aufenthalt per Dampfer nach San Paolo de Loanda gebracht. Dort begann der unermüdliche Forscher sofort an ausführlichen Berichten für die beiden Zeitungen, welche ihn ausgesandt hatten, zu arbeiten. Welch kolossale Energie gehört nicht dazu, unmittelbar nach Vollendung einer derartigen Reise grosse Berichte auszuarbeiten! <sup>1)</sup>)

Am 26. November 1877 langte die Expedition in Sansibar an, welchen Ort Stanley am 13. Dezember verliess, um sich nach Europa zu begeben: Stanley ist es gewesen, der der Geographie Afrikas ein festes Gefüge gegeben hat, an welches angelehnt die Entdeckungen seiner Vorgänger erst ihre richtige Lage erhalten konnten und man ihre wahre Bedeutung zu würdigen vermochte. Durch seine Entdeckungen wurden die geographischen Fragen, an deren Lösung man sich seit Jahrtausenden versucht hatte, der grossen Hauptsache nach klar gelegt und die Bemühungen anderer Forscher zu einem gewissen Abschluss gebracht. Mit einem Schlage hatte er die Entdeckungen eines *Livingstone*, *Burton*, *Grant* und *Specke*, eines *Krapf*, *Rebmann*, *Baker*, *Gessi* und *Tuckey*, die wenigen Entdeckungen der Portugiesen, selbst die der *Schweinfurth*, *Nachtigal*, *du Chailly*, der Araber und die des Altertums zu einem festen Gewebe verschlungen, dessen Kette und Einschlag bisher als lose Blätter begonnener Entdeckungen umher flatterten. Dr. *Petermann* sagt über *Stanley*:

„In dieser Weise hat Stanley mehr getan, als die ganze wissenschaftliche Forschung in Innerafrika, die sich weit über 30 Jahre erstreckt. Er hat mehr getan, als alle Reisen von Europäern, die seit 80 Jahren zurückdatieren, alle Reisen der Araber, die seit tausend Jahren und mehr überall im Innern Afrikas vordrangen. Er hat mehr getan, als das ganze klassische Altertum, und schliesslich hat *Stanley* mehr in Erfahrung gebracht als Millionen von Eingeborenen von ihrem eigenen Lande wissen. Es gibt kein ähnliches Beispiel in der ganzen Forschungsgeschichte der Erde.“

<sup>1)</sup> Die erste einigermaßen eingehende Nachricht mit Skizze über die Stanley'sche Entdeckungsfahrt brachte der *Daily Telegraph* vom 12. November 1877.

#### IV. Die Rechtsvorgänger des Kongostaates.

Wie hat nun aus dem — wie wir gesehen haben — noch vor kaum 30 Jahren gänzlich unbekanntem zentralafrikanischen Wunder- und Märchenland der Etat Indépendant du Congo, d. h. also ein bekanntlich schon seit einem Dezennium den Neid aller Kolonialmächte erregendes Kultivationsreich gebildet werden können?

Wenn man die Frage so stellt, so gibt es darauf nur eine Antwort: zufolge der Geschicklichkeit, Unternehmungslust und Ausdauer *Leopolds II.*, König der Belgier. Schon als Tronfolger hatte sich dieser modernste aller modernen Fürsten des Lebhaftesten für Kolonial- und Expansionspolitik interessiert, und die Zukunft hat gezeigt, dass es keine leere Phrase war, wenn er im Dezember 1855 im belgischen Senat behauptete: „Ich werde die Finsternis der Barbarei durchdringen. Ich werde Zentralafrika der Wohltat einer zivilisatorischen Regierung versichern. Und dieses Riesenwerk werde ich, wenn es sein muss, allein an Hand nehmen.“<sup>1)</sup>

Und in der Senatssitzung vom 21. März 1861 sprach sich der Tronerbe folgendermassen aus:

„Si le pays consultait son meilleur ami, celui dont il a reçu le plus de preuves d'affection et de dévouement, s'il lui demandait: Que devons-nous faire pour élever à son plus haut degré la prospérité matérielle et morale du royaume? Cet ami répondrait: Imiter vos voisins; étendez-vous au delà des mers chaque fois que l'occasion s'en présentera, vous y trouverez de précieux débouchés pour vos produits; un aliment pour votre commerce; de l'occupation pour toutes les activités dont nous ne pouvons tirer profit en ce moment; un placement utile pour le surplus de notre population; des revenus nouveaux pour le trésor qui permettraient peut-être un jour au gouvernement, à l'exemple de celui de la Néerlande, d'abaisser les impôts dans la mère patrie; enfin, un surcroît certain de puissance et une position encore meilleure au centre de la grande famille européenne. — — Si cette politique d'observation intelligente et de préparation insensible à l'action que je recommande au pays pour l'avenir avait prévalu dans le passé, nous aurions déjà de belles possessions d'outre-mer.“<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Zitiert bei *J. Boillot-Robert*, Léopold II et le Congo. p. 36.

<sup>2)</sup> Zitiert bei *E. Descamps*, L'Afrique Nouvelle. Paris et Bruxelles 1903. p. 611 s.

Ich gehe nun durchaus mit *A. Vermeersch*<sup>1)</sup> einig, wenn er annimmt, dass das Trachten und Handeln *Leopolds II.* nicht sowohl nach einem vorgefassten Plane bestimmt wurde, sondern sich erst präzisiert und modifiziert hat im Kontakt mit den zufälligen Ereignissen. Die patriotische, die zivilisatorische Idee mag gewiss die ursprüngliche, die grundlegende gewesen sein. Und wenn in der Folge andere Momente ausschlaggebend geworden sind, so kann daraus offenbar niemand dem modernen, „patriotisch“ denkenden und handelnden Fürsten einen Vorwurf machen.

Es ist wohl nichts anderes als die jeder „revolutionären“ Bewegung folgende „Reaktion“, wenn wir konstatieren, dass das 17. und 18. Jahrhundert ebenso arm an Entdeckungs- und Forschungsreisen waren, als sich das 15. und 16. Jahrhundert auf diesem Gebiete auszeichneten.

Erst von *James Cook's* (1728—1779) Weltreisen<sup>2)</sup> an datiert ein neues Interesse für Geographie, die eigentlich erst jetzt, namentlich auch in Bezug auf die Kartographie eine eigentliche Wissenschaft wird.

Was speziell Afrika anbelangt, so war für dessen Erschliessung von allergrösster Bedeutung die 1788 zu London erfolgte Gründung der *African Association*. Die Seele und der Hauptgründer dieser Gesellschaft war *Joseph Banks*, welcher als Naturforscher Cook auf seiner zweiten Reise begleitet hatte. Die Aufgabe, welche sich die neue Gesellschaft gestellt hatte, bestand in planmässiger Erforschung des unbekanntem Innern Afrikas, der Zivilisation der Eingeborenen und Hebung des Handels. Die *African Association* hörte im Jahre 1831 auf zu bestehen, indem sie in die *Royal Geographical Society* überging. Derartige Geographische Gesellschaften waren entstanden 1821 in Paris, 1828 in Berlin und 1830 in London.

Was die innerafrikanischen Forschungen anbelangt, so hat auf dem Kontinent keine Bedeutendes geleistet, bis sich im Jahre 1873 in Berlin die „Deutsche Gesellschaft zur Erforschung Aequatorialafrikas“ bildete. Diese sandte alsbald eine vorzüglich ausgerüstete Expedition unter Leitung des Ethnologen *Güssfeldt* nach der Loangoküste, zwischen der Ogowe- und Kongomündung. Die gleichzeitig ausgesandten Expeditionen von *Lenz* am Ogowe und *Homeyer* in Angola sollten gewissermassen Flankendeckungen darstellen. Aber zufolge allerhand Missgeschick, vielleicht auch wegen unzureichenden

<sup>1)</sup> La Question Congolaise. Bruxelles 1906, p. 18.

<sup>2)</sup> Ausgeführt in den Jahren 1768—1771; 1772—1775 und 1776—1780.

Mitteln musste die Expedition nach zwei Jahren ohne grosse praktische Resultate aufgegeben werden.

Dergestalt schien es, als ob auf dem Gebiet der Innerafrika-Forschung nur noch ein international organisiertes Vorgehen Aussicht auf Erfolg biete. Die Initiative dazu ergriff in glücklichster Weise der König der Belgier. Im Jahre 1876 berief nämlich Leopold II. eine „Internationale Konferenz zur Beratung der Mittel für die planvolle Erforschung Afrikas“ ins königliche Schloss nach Brüssel. Diese Konferenz, welche vom 12. bis 14. September genannten Jahres unter dem Vorsitz des Königs tagte und an der mehrere berühmte Reisende, die eben erst vom Schauplatz ihrer Entdeckungen zurückgekehrt waren, teilnahmen, lenkte allerdings die öffentliche Meinung der ganzen zivilisierten Welt auf die innerafrikanischen Probleme.

Um den Zweck der Konferenz zu erreichen, nämlich *a)* die unbekanntesten Teile von Afrika zu erforschen, *b)* die Eröffnung derjenigen Wege herbeizuführen, auf denen die Zivilisation nach dem Innern von Afrika eindringen kann, *c)* die Mittel zur Unterdrückung der Sklaverei ausfindig zu machen, wurde für erforderlich erachtet:

1. Die Erforschung der unbekanntesten Teile von Afrika ist nach einem gemeinsamen internationalen Plan zu organisieren. Die zu erforschende Gegend ist begrenzt: im Osten und Westen durch die beiden Meere, im Süden durch das Becken des Sambesi, im Norden durch die Grenzen des neuen ägyptischen Territoriums und die unabhängigen Staaten im Sudan. Das geeignetste Mittel für diese Erforschung wird die Verwendung einer hinreichenden Zahl Einzelreisender sein, welche von verschiedenen Operationsphasen ausgehen.

2. Die Festlegung dieser Operationsphasen durch die Errichtung einer Anzahl von wissenschaftlichen und gastlichen Stationen, ebensowohl an der Küste von Afrika, als im Innern des Kontinentes.<sup>1)</sup>

Dergestalt schien durch das Eintreten des Königs der Belgier ein Zusammenwirken vieler Nationen nach einheitlichem Plane erzielt, eine grosse Zeit der wissenschaftlichen Erforschung Afrikas gekommen zu sein. Die von Brüssel ausgegangene Aufforderung, eine „Association internationale pour l'exploration et la civilisation de l'Afrique centrale“ zu gründen — die hier fernerhin mit den üblich gewordenen Buchstaben A. I. A. bezeichnet werden soll —

<sup>1)</sup> Vergl. *Emile Banning, L'Afrique et la Conférence géographique de Bruxelles. 1877. 2. Auflage 1878.*

wurde fast von allen Nationen, die Vertreter zu der Konferenz gesandt hatten,<sup>1)</sup> mit Lebhaftigkeit aufgenommen. Zweigvereine wurden gebildet und Gelder nach Brüssel abgeliefert.

Am 20. und 21. Juni 1877 fand — wiederum in Brüssel — die konstitutive, erste und allerdings auch einzige Sitzung der „Commission internationale de l'Association africaine“ statt. Anwesend waren Vertreter folgender Staaten: Deutschland, Oesterreich, Belgien, Spanien, Vereinigte Staaten von Nordamerika, Frankreich, Ungarn, Italien, die Niederlande und die Schweiz. Portugal und Russland blieben unvertreten, liessen jedoch ihren Beitritt erklären; auch England, von wo aus in der ersten Zusammenkunft von 1876 zehn Vertreter erschienen, blieb weg und zwar mit der Erklärung, dass man sich entschlossen habe, diesem Unternehmen nicht beizutreten, begreiflicherweise nicht aus Mangel an Interesse an Fragen, die sich auf Afrika beziehen, aber um sich freiere Hand zu behalten in einem Erdteile, wo es bereits seine eigenen Wege gegangen ist und bedeutende Erfolge errungen hat.

Auch in der Schweiz war also ein „Comité nationale Suisse de l'Association Africaine“ unter dem Vorsitz von *A. de Beaumont*, Präsident der geographischen Gesellschaft in Genf, ins Leben gerufen worden. Zum Studium der Frage, ob und unter welchen Bedingungen man in der Schweiz für die A. I. A. Propaganda machen und Mittel sammeln werde, hat sich dann gleich nach deren im Juni 1877 in Brüssel erfolgten definitiven Konstituierung ein Initiativ-Komitee gebildet. Es liegt sogar ein gedrucktes „Gutachten über den Anschluss der Schweiz an die Bestrebungen der internationalen afrikanischen Gesellschaft in Brüssel vom Initiativ-Komitee in St. Gallen“<sup>2)</sup> vor, aus welchem mir namentlich folgender Passus charakteristisch und erwähnenswert erscheint: „Nach unserer Ansicht muss man sich keine Illusionen darüber machen, dass sich der vorwiegend aufs Praktische gerichtete Sinn der Schweizer und namentlich des industriellen Teils seiner Bevölkerung tief für den einstweilen das Oberwasser bildenden wissenschaftlichen und humanitären Zweck begeistere. Es will damit nicht gesagt sein, dass man sich diesem Zweck bei uns nicht

<sup>1)</sup> An der Konferenz waren vertreten gewesen: Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Belgien, Frankreich, England, Italien, Russland; später schlossen sich an: Holland, Spanien, die Schweiz und Portugal.

<sup>2)</sup> Ich habe dieses 1877 in der Zollikoferschen Buchdruckerei St. Gallen gedruckte, nur 11 Seiten umfassende Schriftchen in der Bibliothek des Kaufmännischen Direktoriums in St. Gallen vorgefunden.

auch freiwillig mit aufrichtiger Wärme anschliessen und für denselben grosse Opfer bringen werde; unser Volk hat ja seinen humanen Sinn in jeder Weise schon vielfach genug betätigt. Allein es ist nicht zu vergessen, dass an der vorliegenden Frage vorzugsweise die Industrie Interesse nehmen wird und diese ist namentlich jetzt in einer Lage, in welcher ihr an der Berücksichtigung kommerzieller Interessen viel, ja sogar alles gelegen sein muss.“

Ausser *Leopold II.* sassen in der internationalen Kommission der A. I. A. *Gustav Nachtigal* (1834—1885), *de Quatrefages*, *Sir Bartle Frere*, der bald durch den früheren Minister der U. S. A. in Brüssel, *H. S. Sanford* ersetzt wurde. *Baron Greindl* war ihr Generalsekretär.

Die A. I. A. funktionierte bis 1884. Das belgische Komitee sandte sechs Expeditionen aus, nämlich diejenigen von *Cambier*, der die Station von Karema (1879) gründete; von *Popelin* (1880); von *Carter* und *Cadenhead*, die einen erfolglosen Versuch betreffend Einführung asiatischer Elephanten in Zentralafrika machten; von *Ramaeckers* und *Becker* (1881); von *Storms*, der die Station Mpala (1885) gründete; von *Becker* und *Dhanis*, die Sansibar nicht verliessen (1884). Unter den Auspizien des deutschen Komitees der A. I. A. unternahmen *Kaiser*, *Böhm* und *Reichard* eine erstmalige Erforschung des Katangagebietes (1881—1884).<sup>1)</sup>

Das französische Komitee organisierte ebenfalls zwei Expeditionen: diejenige von *Bloyet* (1880), der eine Station zu Kondoa<sup>2)</sup> gründete und diejenige von *de Brazza*, der die Ogowe Route einschlug und im Juni 1880 die Station Franceville gründete, um am 7. Dezember desselben Jahres am Nordufer des Stanley-Pools anzulangen.

Die Expedition *de Brazzas* hatte zur schliesslichen Folge die Gründung der Kolonie Französisch-Kongo;<sup>3)</sup> die Expedition von

<sup>1)</sup> Vergl. „Von Sansibar zum Tanganika“. Briefe aus Ostafrika von Dr. *Richard Böhm*. Nach dem Tode des Reisenden herausgegeben von Hermann Schalow. Leipzig 1888.

<sup>2)</sup> Offenbar identisch mit dem heutigen Kondoa-Irangi, Stationsbezirk in Deutsch-Ostafrika, mit etwa 70,000 Einwohnern, worunter 5 Europäer.

<sup>3)</sup> Bereits am 3. Oktober 1880 war es *de Brazza* gelungen, den Bateke-Häuptling Makoko zu bewegen, sich unter französisches Protektorat zu stellen, was die französischen Kammern nicht nur bewog, den „Staatsvertrag“ mit dem „König“ Makoko zu sanktionieren, sondern auch (Ende 1882) 1¼ Millionen für die Organisation der neuen Kolonie, an deren Spitze *de Brazza* gestellt wurde, zu bewilligen. — Wir werden im nächsten Kapitel noch besonders auf diese Angelegenheit zurückzukommen haben.

*Böhm* und *Reichard* war gewissermassen die Einleitung der deutschen Besitzergreifung von „Ostafrika“ und dass Belgien trotz seiner missglückten Tanganika-Expeditionen<sup>1)</sup> auch seinen Teil — und zwar den Löwenanteil — bei der nun vor sich gehenden Teilung Mittelafrikas erhalte, dafür hatte Leopold II. bereits meisterhaft vorgesorgt.

Noch vor — oder mindestens gleichzeitig — wie de Brazza und die französischen Kolonialpolitiker hatte er gleich nach dem Bekanntwerden der Stanleyschen Entdeckung erkannt, dass jetzt der Moment sofortigen und energischen Handelns gekommen sei und zwar galt es vor allem, sich mit Stanley selbst ins Einvernehmen zu setzen. Als dieser im Januar 1878 von Sansibar her in Marseille ankam, traf er dort die Herren *H. S. Sanford* und Baron *Greindl*, die ihn im Namen des Präsidenten der A. I. A. begrüßten und ihm die Ansichten und Pläne Leopolds II. auseinandersetzen.

„Es wäre unnütz, meine Stimmung zu beschreiben;“ sagt Stanley über diese wichtige Unterredung,<sup>2)</sup> „jeder, der weiss, was ich kurz vorher durchgemacht hatte, wird sich das Widerstreben vorstellen können, mit welchem ich den Vorschlag vernahm, dass ich nach dem Schauplatz so vielen Unglücks und Leidens zurückkehren sollte, wenn ich auch mit den Herren von Herzen darin übereinstimmte, dass es ein grosses und gutes Werk sei, welches der König auszuführen beabsichtigte und sehr zu bedauern wäre, wenn irgend etwas passierte, was seine edeln Absichten kreuzen würde. Ich war gerne geneigt, meinen besten Rat zu erteilen und genaue Auskunft über die erforderliche vollständige Ausrüstung und die gehörige Organisation der Expedition zu geben, damit dieselbe unter richtiger Führung zu einem gedeihlichen Ende gebracht werde. Aber was mich anbelangt, sagte ich, so bin ich so krank und ermattet, dass ich den Vorschlag, persönlich die Führung zu übernehmen, nicht mit Geduld überlegen kann. Vielleicht werde ich nach sechs Monaten die Sache von einem andern Gesichtspunkt betrachten; gegenwärtig kann ich jedoch an weiter nichts denken, als an lange Ruhe und ungestörten Schlaf.“

Erst im Sommer 1878 fand eine persönliche Unterredung Leopolds II. mit Stanley statt, worauf dann das Unternehmen allerdings rasch in Fluss kam. Am 25. November begannen im Schlosse

<sup>1)</sup> Im Jahre 1885 wurde die Station Karema den seit 1879 in der Tanganika Region tätigen „Pères blancs d'Alger“ überlassen, die dort ihr Hauptquartier einrichteten. Politisch gehört Karema, wie das ganze Ostufer des Tanganikasees, zur Kolonie Deutsch-Ostafrika.

<sup>2)</sup> *Henry M. Stanley*. Der Kongo und die Gründung des Kongostaates. Leipzig 1885. Band I, Seite 22.

zu Brüssel die ersten bezüglichlichen Beratungen. Sie wurden, wie auch die folgenden — ohne die bestehende Kommission der A. I. A. zuzuziehen — im engsten Kreise abgehalten. Unter dem Vorsitze des Königs wurde unterm gleichen Datum das „Comité d'études du Haut Congo“ gegründet, zu dessen Generalsekretär der belgische Oberst *Strauch* ernannt wurde, welcher später zum Präsidenten desselben und dann auch der „Association internationale du Congo“ aufrückte.

Anfangs Januar 1879 waren die Verhandlungen beendet, die Ziele der von Stanley zu führenden „Expédition du Haut Congo“ festgestellt. Eine mehr als grossartig zu nennende Ausrüstung — darunter ein Dampfboot von 25 Tonnen, 4 Dampfbarkassen, Boote, Leichter, mächtige Rüstwagen etc. — ward mit Aufwendung scheinbar unerschöpflicher Mittel beschafft und mit besonderem Dampfer „Barga“ zum Kongo gesendet; während Stanley ebenfalls mit besonderem Dampfer „Albion“ nach Sansibar reiste, um dort, wie bei seinen beiden ersten Afrikareisen, das schwarze Hülfpersonal zu rekrutieren. Dieser Umstand wurde geschickt benutzt, um glauben zu machen, dass auch diese Expedition von der Ostküste aus vordringen werde. Aber als Reisevorbereitungen getroffen waren, wurde der schwarze Erdteil in aller Stille nördlicherseits umschifft und am 14. August 1879 warf der „Albion“ an der Kongomündung Anker.

So hatten also weniger als zwei Jahre Leopold II. genügt, um seinen Plan auszuarbeiten, den nötigen Mann zu finden, die Mittel aufzutreiben und die zur Kolonie- bzw. Staatsgründung bestimmte Expedition vom Stapel laufen zu lassen. Dass er dergestalt den Vorzug hatte vor allen Konkurrenten, deren Aktion durch Parlamente notwendigerweise gehemmt oder wenigstens verzögert war, leuchtet ohne weiteres ein.

Bevor wir uns aber auf die Schicksale dieser originellsten und — wie wir füglich sagen dürfen — erfolgreichsten aller „Studienexpeditionen“ einlassen, dürfte es angezeigt sein, zunächst einige Worte über die in Betracht kommende Literatur einzuflechten.

Weitaus die reichste und interessanteste Quelle für den Kongo-historiographen bilden selbstverständlich die drei letzten „standard books“ von Stanley. Alle drei sind (1878, 1885 und 1890) jeweilen gleichzeitig in mehreren Sprachen<sup>1)</sup> und in trefflicher, effektvoller

<sup>1)</sup> Das Werk „Der Kongo und die Gründung des Kongostaates“, das im Frühjahr 1885 erschien und das ich als „Prospekt“ des leopoldischen Kongo-unternehmens bezeichnen möchte, wurde in acht verschiedenen Sprachen gedruckt und war laut *Stanleys* eigenen Worten (Vorrede, Seite XVII) offenbar prädestiniert von sämtlichen 325 Millionen Bewohnern Europas gelesen zu werden!

Ausstattung, mit Illustrationen und Karten versehen, publiziert worden. Allen ist auch gemein die formgewandte Schilderung, das farbensatte Malen der Natur, die nie phrasenhaft abstrakt gehaltene, sondern tatsachenstark, konkret gegebene Charakteristik der Bevölkerung.

Was aber den Schriftsteller Stanley ganz besonders kennzeichnet, ist sein Talent, den Leser dadurch lebendig in irgend eine besonders kritische Situation, in irgend eine besonders entscheidende Ueberlegung gewissermassen als persönlichen Zeugen hineinzuziehen, dass — wie nach Livius Vorbild — die dabei geführten Unterredungen dramatisch der Schilderung eingefügt werden, als geschehe das nach Stenogramm. Gelegentlich wird die ganze Fülle der Einzelheiten von Geschehnissen und Eindrücken auf dem Marsch wörtlich nach den unterwegs geführten Tagebüchern mitgeteilt; ja über Vorgänge der (jeweilen im Innern sich öfters teilenden) Expeditionen, bei welchen *Stanley* nicht selbst zugegen war, erhalten wir urkundlichen Nachweis aus den wörtlich aufgenommenen Berichten oder Briefen der beteiligten Gefährten, ebenso den genauen Wortlaut der massgebenden Instruktionen Stanleys an seine Offiziere über gewichtige Aufträge.

Freilich ohne „epische“ Breite und öftere Wiederholungen geht es nirgends ab. Bedenklicher als das, ist es aber, dass es bei allen diesen Werken vorsichtig zu sein gilt im Fürwahrhalten des Erzählten. Stanley ist, dagegen ist heute kein Einspruch mehr möglich, in eigener Sache vielfach und gründlich als reklamenhafter Uebertreiber entlarvt worden und gewiss nicht ohne Berechtigung nennt *Alfred Kirchoff*<sup>1)</sup> die Werke Stanleys Selbstverteidigungs- und Selbstverherrlichungsschriften.

Wer daher in objektiver Weise sich eine Meinung über die Anfänge des Kongostaates bilden will, der muss auch die zwar wenig bekannte, aber umso bedeutsamere Anti-Stanley-Literatur, die schon Mitte der 80er Jahre beginnt, unbedingt in Berücksichtigung ziehen.

Der gewichtigste Antagonist Stanleys ist zweifelsohne der seit der Loango-Expedition (1874—76) bekannte deutsche Forschungsreisende *M. E. Pechuel-Loesche*. Von Haus aus Naturwissenschaftler hat Dr. Pechuel-Loesche (geb. 1840) schon in den 60er Jahren wissenschaftliche Reisen in Westindien, Nordamerika, den Küstenländern und der Inselwelt des Atlantischen und Stillen Ozeans, im südlichen Eismeer, in der Beringstrasse und im nördlichen Eismeer unternommen. Bereits im September 1881 war er telegraphisch an-

<sup>1)</sup> Stanley und Emin nach Stanleys eigenem Werke von Dr. *Alfred Kirchoff*, Professor an der Universität Halle. Halle a. d. S. 1890.

gegangen worden, sich Leopold II. in Brüssel vorzustellen und hat sich dann in besonderer Mission vom März bis November 1882 im Unterland des Kongogebietes aufgehalten. Die schriftstellerische Tätigkeit Pechuel-Loesches und auch die Tatsache, dass er seit 1895 einen Lehrstuhl an der Universität Erlangen bekleidet, sind ein genügender Beweis dafür, dass er unter den ersten Kongo-Pionieren jedenfalls einer der kompetentesten war. Aber Stanley hat kein Gefallen an dem deutschen Gelehrten und „Pedanten“ gefunden und denselben im ersten Band (S. 475 ff. und S. 496) seines Kongo-Werkes von 1885 in höchst absprechender und geringschätziger Weise be- und verurteilt. Daraus entwickelte sich natürlich — wie Stanley hätte voraussehen können — eine zumal von Seiten Pechuel-Loesches unter Beiziehung einer Fülle wertvollsten und interessantesten Materials geführte Polemik. Noch im gleichen Jahre 1885 veröffentlichte letzterer eine Schrift von 74 Seiten unter dem Titel „Herr Stanley und das Kongo-Unternehmen“, die in der in- und ausländischen Presse grosses Aufsehen erregte. Ohne der naheliegenden Versuchung zu unterliegen, an seinem Gegner „keinen guten Faden zu lassen“, lässt Pechuel-Loesche den Verdiensten Stanleys als Entdecker, seiner Energie und Arbeitskraft volle Gerechtigkeit widerfahren, um aber dann „seinen rücksichtslosen Egoismus, seine ausgeprägte Hartherzigkeit“ (a. a. O. S. 21) um so vernichtender an den Pranger zu stellen.

Stanley hatte gleich nach dem Erscheinen von Pechuel-Loesches Schrift durch die Tagespresse verkünden lassen, dass er in der „Gartenlaube“ antworten werde. Er hat auch eine Antwort wirklich verfasst und an die Redaktion der „Gartenlaube“ eingesendet, sie aber in letzter Stunde zurückgezogen.<sup>1)</sup> Er hat dann später im „New York Herald“ in den Nummern vom 29. November und 13. Dezember 1885 zwei bezügliche Aufsätze publiziert, die aber von der deutschen Presse nicht beachtet wurden.

Unter diesen Umständen glaubte schliesslich das offiziöse Organ des Kongostaates „Le Mouvement Géographique“ in seiner Nummer vom 24. Januar 1886 sich Stanleys annehmen zu müssen. Eine sehr glückliche Feder hat *A. J. Wauters* bei dieser Gelegenheit allerdings nicht geführt, denn kaum ein Monat nach Erscheinen seines Artikels wies Pechuel-Loesche in seiner Schrift „Herr Stanleys Partisane und meine offiziellen Berichte vom Kongolande“ (Leipzig 1886) nach, dass Wauters, dem das Archiv des Comité d'Etudes du Haut Congo zur Verfügung gestanden hatte, sich offenbare Unwahrheiten und Ent-

<sup>1)</sup> Vergl. „Gartenlaube“ Jahrgang 1885, No. 52.

stellungen zu Schulden kommen liess. Den dritten und was den moralischen Effekt anbelangt, entscheidenden Schlag führte Pechuel-Loesche aber erst im folgenden Jahre 1887 durch die Veröffentlichung seines XXXX und 521 Seiten starken Buches „Kongoland“, dessen zwei Untertitel den Inhalt charakterisieren: I. Amtliche Berichte und Denkschriften über das belgische Kongo-Unternehmen, und II. Unter-Guinea und Kongostaat als Handels- und Wirtschaftsgebiet nebst einer Liste der Faktoreien bis zum Jahre 1887.

Wenn wir nun im Laufe dieser Arbeit die Kongostaatsgründung von der rechtlichen, historischen und wirtschaftlichen Seite betrachtet, ins Auge fassen, so haben wir dabei Wert und Berechtigung von drei ganz verschiedenen, sich geradezu widersprechenden Standpunkten kritisch zu untersuchen. Es handelt sich dabei um 1. die Auffassung Stanleys, wie er sie in seinen Publikationen und an den Beratungen des Comité d'Etudes du Haut Congo und während den Verhandlungen der Berliner Konferenz zum Ausdruck gebracht hat; 2. die Ansichten Pechuel-Loesches, wie er die seit dem Jahre 1879 auf Grund seiner Erfahrungen während der deutschen Loangoexpedition veröffentlicht und im September 1881 in seinen Unterredungen mit Leopold II. vertreten hat<sup>1)</sup> und 3. den offiziellen Standpunkt des Comité d'Etudes du Haut Congo, die namentlich in einer Erklärung von deren Präsident, Oberst Strauch, vom 25. Oktober 1882 formuliert ist und welche lautet: „Stanley steht im Dienste eines internationalen wissenschaftlichen Ausschusses, welcher ihn beauftragt hat, am Kongo wissenschaftliche Stationen zu gründen und diese mit Hilfsmitteln zu versehen, geeignet, in diesem Lande irgend welche Unternehmungen zu fördern. Die Association hält sich an ihre veröffentlichten Vorschriften und ihr Vorgehen wird durch dieselben geregelt.“

Was nun Stanleys Optimismus und Pechuel-Loeches Pessimismus in Bezug auf das Kongo-Unternehmen anbelangt, so haben die vergangenen beiden Dezennien kongolesischer Wirtschafts- und Entwicklungsgeschichte weder dem einen noch dem andern Recht gegeben, was aus den folgenden Kapiteln klar hervorgehen dürfte. Aber auch die offizielle Version — so geschickt formuliert sie war — entsprach, wie wir sehen werden, weder damals und noch viel weniger später den tatsächlichen Verhältnissen.

*(Die Fortsetzung dieser Studie folgt im nächsten Heft der „Mitteilungen“.)*

<sup>1)</sup> „Herr Stanley und das Kongo-Unternehmen“. Leipzig 1885, Seite 1, f.